

1  
6

DH 496/372

# Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur

von

Eduard Ottmann in Gießen,

Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

## Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

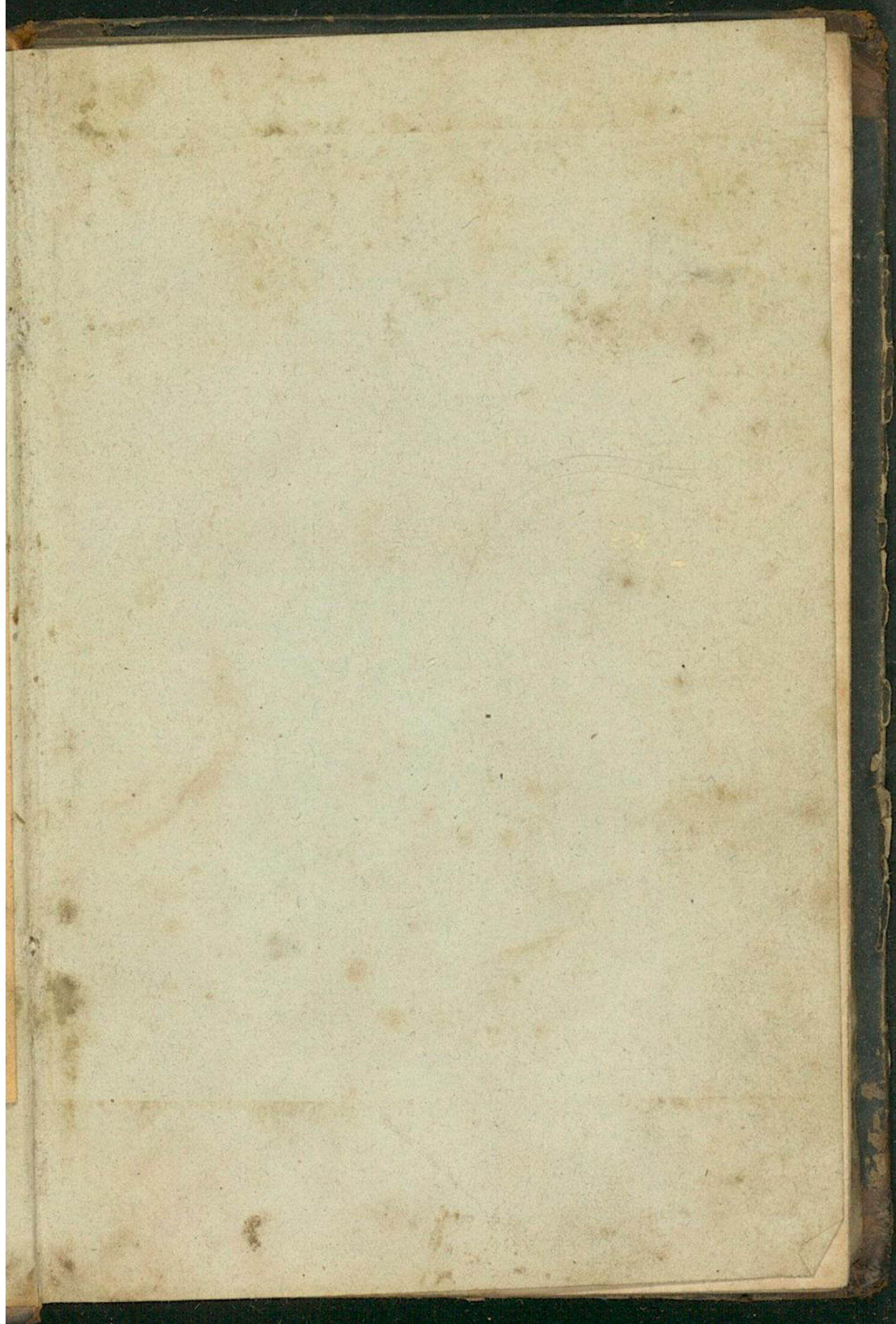
4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

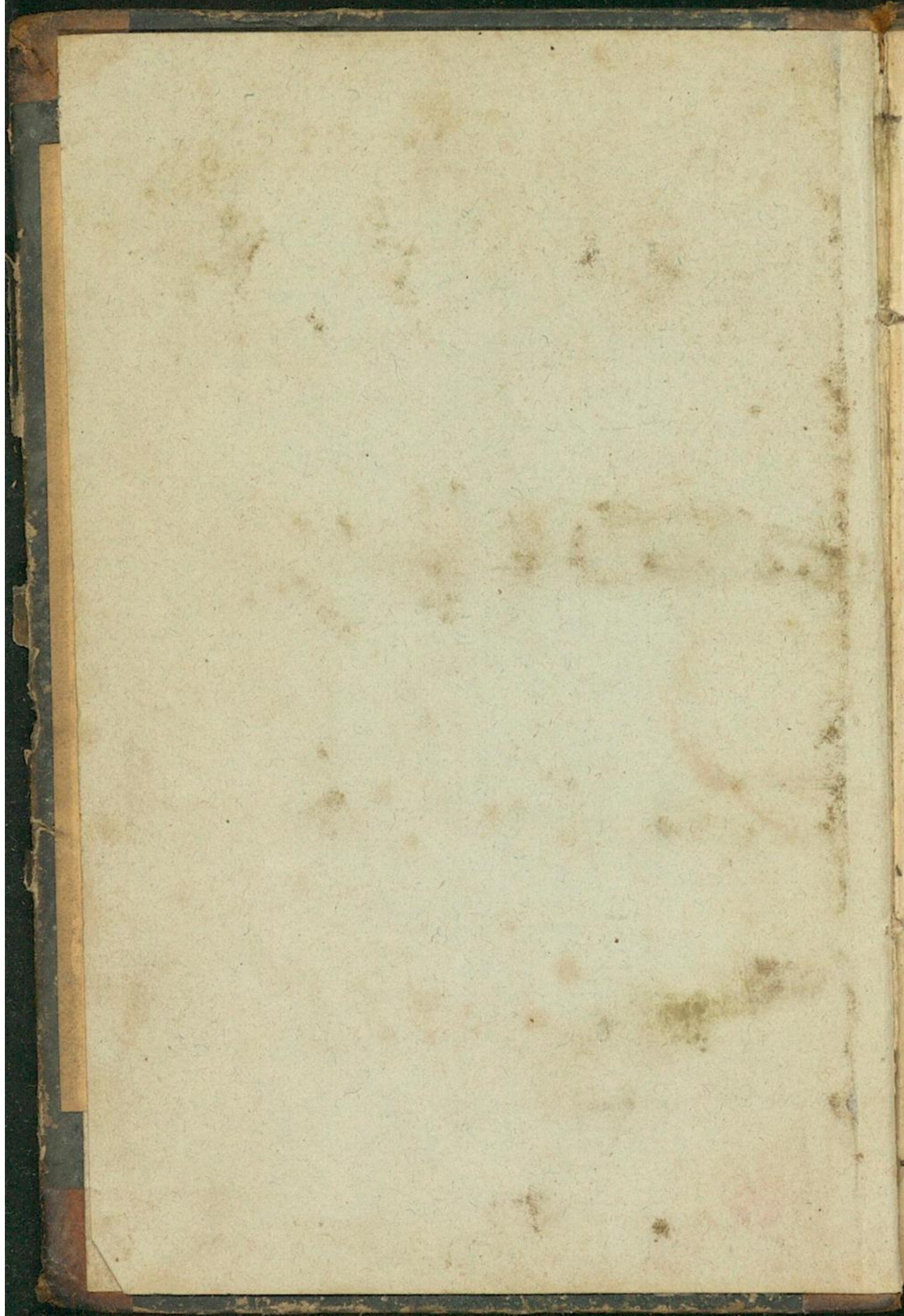
	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
für wöchentlich			
auf 1 Monat:	1 Wt. — Pf.	1 Wt. 50 Pf.	2 Wt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern etc.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Werkes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.





Paul de Kock's  
humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

Siebenundsiebzigster Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1845.



# Die Familie Gogo.

Von

Paul de Kock.

---

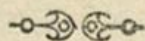
Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

---

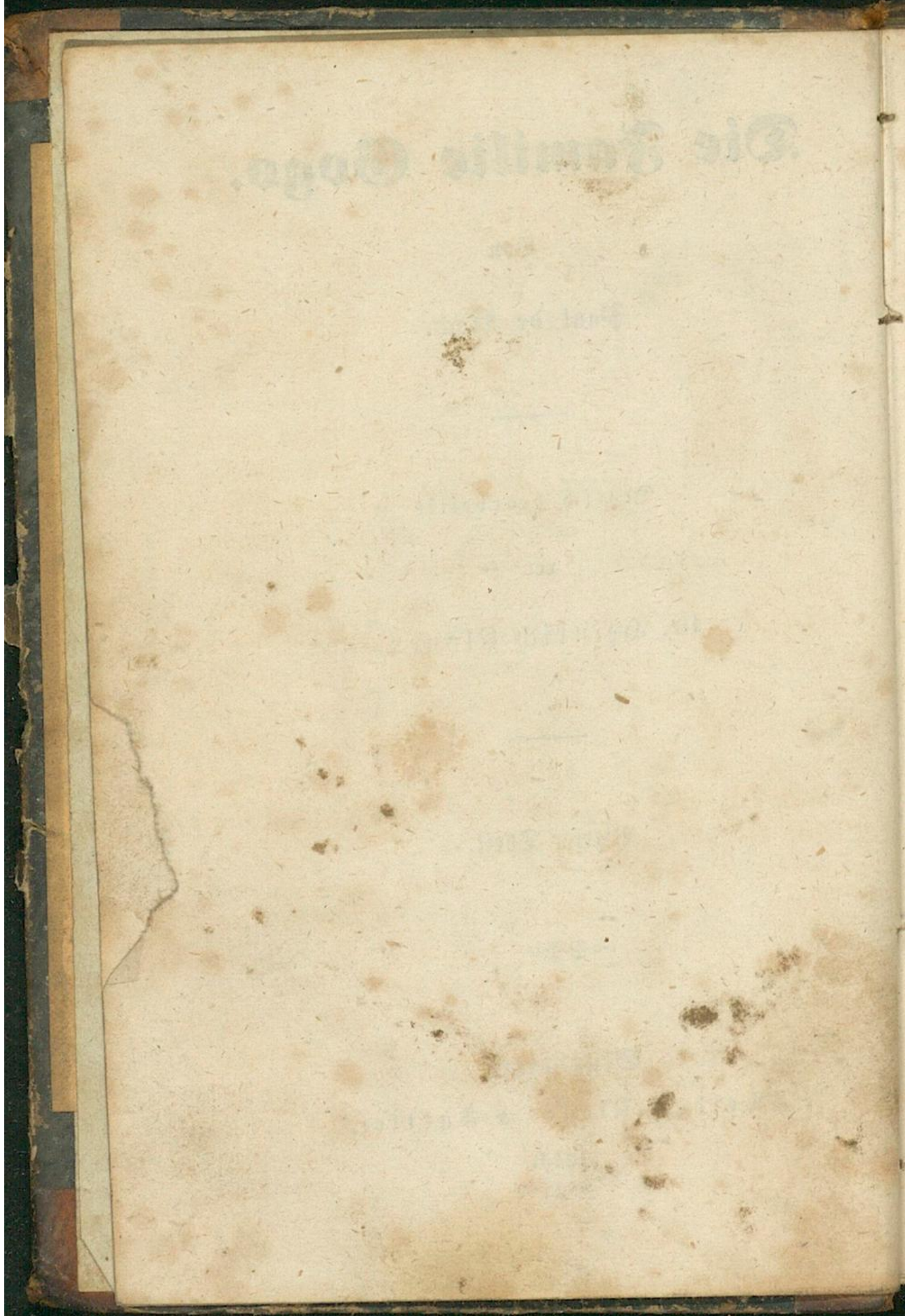
Vierter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Nieger & Sattler.

1845.



## Erstes Kapitel.

Die Freibillete vom Verfasser.

Wir befinden uns in der Bendomestrasse bei Herrn Mondigo, dem Schriftsteller, der nicht so weitläufig und prächtig logirt ist wie sein Bruder, der Banquier, allein doch, wenn auch nur ein kleines Quartier im dritten Stockwerk, eine sehr schön dekorirte, mit einer gewissen Eleganz möblirte Wohnung inne hat.

Die schöne Clementine sitzt auf einem Lehnstuhl und betrachtet sich in einem Spiegel, während sie von Zeit zu Zeit eine Locke ihrer blonden Haare ordnet, die sich nicht an ein kleines, kokettes, höchst anmuthiges Häubchen schmiegen wollte, welches ihr vorzüglich steht; dann wirft sie einen Blick auf ihr Kleid und ihre Fußbekleidung, gleichsam um sich zu überzeugen, daß ihrer Toilette nichts fehle.

Herr Mondigo geht von einem Zimmer in das andere, läuft in sein Cabinet, sieht auf seinem Schreibtisch nach, kommt in den Salon zurück, überliest seine Schreibtafel und ruft dabei aus: „Habe ich Niemand vergessen?... Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht... diesen Abend... diesen Abend ist meine erste Vorstellung!... Mein Gott, mir scheint, ich habe noch Einiges wegzustreichen... meinem ersten

Liebhaber einige Bemerkungen mitzutheilen... aber wenn ich diesen Morgen in's Theater geh', so habe ich nimmermehr die Zeit, meine Billete zu verschicken!... Grausame Lage! Ich muß zwanzig Personen besuchen und weiß nicht, wo anfangen. Ha! welcher gräßliche Tag, der Tag einer ersten Vorstellung!... Dabei ist es von höchster Wichtigkeit, eine gute Auswahl unter den Personen zu treffen, welchen man seine Billete gibt..."

Die schöne Blondine lächelte, indem sie mit bedauerlicher Miene sagte: „Mein Gott, lieber Freund, mache Dir doch nicht so viel böses Blut, es könnte Deine Gesundheit angreifen! Du bist doch gar zu gutmüthig, daß Du Dir mit der Wegschenkung Deiner Billete so viel Mühe gibst. Warum machst Du es nicht wie alle Deine Collegen, welche sich einen Erwerbszweig daraus machen und dann nicht die Mühe haben, sich damit beschäftigen zu müssen?“

„Ich meine Billete verkaufen? Ei, warum nicht gar! Nie, Madame, nie!... Ich ziehe es vor, Freunde in meinem Stück zu haben... gute Freunde, welche meinem Werk Beifall klatschen werden, welche, geschmeichelt durch ihre Verbindung mit dem Verfasser, mein Stück überall anpreisen, citiren und bei ihren Bekannten en vogue werden; ich glaube, theure Freundin, das ist mehr werth, es trägt noch mehr ein, als seine Billete zu verschließen.“

Madame Mondigo antwortet Nichts: sie hat so eben eine kleine Unordnung an ihrem Kopfsputz entdeckt und hört nicht mehr auf ihren Gemahl.

Man hat viel geschrieen, man hat die Verfasser von Theaterstücken beschimpfen und in dem Koth herumziehen wollen, weil sie seit ungefähr 20 Jahren, um sich des Aergers, der Sorgen, der Gänge, der Ungewißheit und des Zeitverlustes, welche sie durch Anbringung oder vielmehr durch Wegschenkung ihrer Billete hatten, zu ent schlagen, den ihnen in ihrem Interesse gemachten Anträgen nachgaben und diesen Theil ihrer Autorenrechte an Leute verpachteten, welche einen öffentlichen Handel treiben, d. h. den Theaterfreunden die Billete des Verfassers um einen etwas geringeren Preis, als man an der Kasse zahlen muß, verkaufen.

Erstens sind diese Billete, deren Ausgebung die Theaterverwaltungen rechtlich und kontraktlich einräumen, wenn man neue Stücke von dramatischen Dichtern spielt, das vollkommene Eigenthum dieser Letztern, welche nach ihrem Gutdünken darüber verfügen können; das ist gar keine Frage mehr. Es ist bekannt, daß mehrere Theaterdirektionen den Verfassern ihre Billete abkauften; es gibt auch Theater, wo die Verfasser keine Billete auszugeben haben: aber dann wurde ihnen dieses Recht abgekauft. Die Sache unterliegt einem von beiden Seiten freiwilligen Vertrage und hat niemals Veranlassung zu Streitigkeiten gegeben. Kommen wir nun zu den Vorwürfen, welche man den dramatischen Dichtern macht, daß sie interessirt, habfüchtig, jüdisch geworden, daß sie von einem hungrigen Handelsgeist angesteckt seien und mit einem Wort aus Allem Geld machen wollen. Zuerst könnten

wir antworten, daß wir in einem Jahrhundert leben, wo diese Geldliebe, dieser Gelddurst ein allgemeiner geworden ist, daß somit die dramatischen Autoren nicht mehr zu tadeln sind als andere Menschenkinder, wenn sie von ihrer Arbeit so viel wie möglich Nutzen ziehen wollen; ja am allerwenigsten sie, die so vielen Unfällen ausgesetzt sind und oft an einem Abend, in ein paar Stunden und bisweilen in noch kürzerer Zeit die Frucht von zweimonatlicher Arbeit und einsamer Nachtwachen dahinschwinden sehen müssen.

Aber ihr habt keine Waare, keine Capitalien in die Schanze geschlagen! werden gewisse Leute rufen. Was verlieret ihr also? Höchstens gewinnet ihr Nichts.

Was ich verliere, ich, ein dramatischer Schriftsteller, wenn mein Stück durchfällt? Ei, ich verliere die ganze Zeit, die ich auf diese Arbeit verwendet, und diese Arbeit, die euch ein Spiel, eine Kleinigkeit, ein Spaß scheint, weil sie zur Erheiterung eurer müßigen Augenblicke bestimmt ist, diese Arbeit strengt mehr an als die des Tagelöhners, des Handwerkers, denn sie spannt ohne Unterlaß die Fiebern an, welche mit dem Gehirn im Zusammenhang stehen; sie erhitzt das Blut, reizt die Nerven auf und hält unsern Geist unaufhörlich in Bewegung... vorausgesetzt, daß wir einen haben... und muß aus demselben Grunde diejenigen noch viel mehr abmatten, welche wenig haben (schießlich hätte ich gesagt: keinen) und sich dann unerhörte Mühe geben, Etwas aus ihrem Kopfe herauszubringen, in welchem sie Nichts finden.

Ferner: Ist denn die Zeit, welche auf ein Stück verwendet oder dadurch verloren wird, gar Nichts? Die Zeit ist doch wahrlich der einzige reelle Werth, alle anderen sind nur relative, durch eine Uebereinkunft bestimmte Werthe. Mit Gold, Silber, Diamanten, kurz allen unter den Menschen werthhabenden Gegenständen könnet ihr kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag weniger auf euren Geburtsschein machen; ihr könnet nie umkehren und euch die Zeit zurückgeben lassen, die ihr gut oder schlecht verwendet habt.

Kehren wir zu unsern Autorenbilleten zurück. In Paris gibt es einige Kaffeehäuser, einige Schnitwaaren- oder Haarkünstlersbuden, wo solche Billete ausgegeben werden. Das thut dem gewöhnlichen Verkehr des Etablissements keinen Abbruch, im Gegentheil zieht es manche Leute an; denn es ist nichts Unrechtes, ein Theaterbillet zu kaufen und man macht kein Geheimniß daraus, wenn man einen Balkon im Vaudeville, eine Loge im Gymnase, einen Platz auf der ersten Galerie im Variététheater kauft.

Wollt ihr jetzt wissen, warum die Verfasser darauf verfielen, sich ihrer Billete zu entledigen? Ihr sollt einige der Plackereien erfahren und zwar der reinen Wahrheit gemäß, wozu diese Billete Veranlassung wurden.

Mondigo, der diesen Abend ein neues Stück von mehreren Akten spielen läßt, kann über dreißig Plätze für die erste Vorstellung und die beiden nächsten verfügen. Aber von Freunden und Bekannten ist er

wenigstens um Hundert gebeten worden. Er hat seine Gratiſliste für die erſte Vorſtellung gemacht; er hat es verſucht, eine Einrichtung zu treffen, wodurch Jedermann befriedigt werden könnte: er hat die beſten Plätze für die Perſonen, die er hochachtet, oder die Freunde, auf welche er beſonders rechnet, vorbehalten. Es iſt ihm ſogar manchmal begegnet, daß er ſeinem Bruder oder ſeinem Neffen ein weiteres Freibillet verweigerte, um eine Perſon, welche in journaliſtiſchen Verzweigungen ſteht, nicht vor den Kopf zu ſtoßen.

„Ich muß doch in meine letzte Probe gehen!“ ruft Mondigo, nachdem er zum zwanzigſten Mal ſeine Bilette gezählt hat. „Clementine, ſieh hier die Bilette, welche ich verſprochen: ich habe auf jedes den Namen der Perſon geſchrieben, für die es beſtimmt iſt; verwechſle doch ja keines mit dem andern, theure Freundin.“

„Ich hoffe, daß ich eine Loge für mich habe,“ ſagte die ſchöne Blondine, ohne ein Auge von dem Spiegel zu verwenden.

„Ja, ja, ganz gewiß.“

„Der Bühne gegenüber.“

„Ja, Madame, der Bühne gegenüber.“

„Und auf der erſten Galerie.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Haſt Du Deinem Bruder und ſeiner Frau eine Loge gegeben?“

„Allerdings; geſtern ſchon.“

„Auf der gleichen Galerie wie mir?“

„Ich glaube, ja.“

„Dann, mein Herr, gehe ich heute Abend nicht in Ihr Stück.“

„Wie, Clementine, was sagen Sie da? Sie wollten dem Triumphe Ihres Gemahls nicht beiwohnen? Denn ich hege die süße Hoffnung, daß es ein Triumph sein wird! Aber was müßte man über eine solche Gleichgültigkeit von Ihnen denken?“

„Mir liegt wenig daran, was man denken wird, mein Herr; aber da ihre Schwägerin, die Frau St. Godibert, mich fortwährend mit ihrem Reichthum, ihrem Luxus, ihrer Kleiderpracht, ihren Diamanten niederdrückt, so ist es recht und billig, daß ich bisweilen eine kleine Genugthuung nehme und als die Gemahlin des Verfassers der neuen Vorstellung einen vornehmeren Platz habe denn sie. Es ist dieß eine Ehre, mein Herr, die ich Ihnen erzeigt wissen will; man muß diesen Leuten, welche nur den Werth des Geldes anerkennen, von Zeit zu Zeit beweisen, daß der Geist bisweilen den Vorzug hat.“

„Ruhig, Clementine, ruhig! Ich erinnere mich jetzt, daß die Loge meiner Schwägerin auf der zweiten Galerie und nicht auf der ersten ist.“

„Wissen Sie Das gewiß?“

„Ganz gewiß.“

„Wohlان denn, so gehe ich. Ach! hier ist ein Billet für Dernefly... ich denke, er wird es abzuholen kommen.“

„Wozu ihm einen besondern Platz geben? Er

wird in unsere Loge kommen, das ist bei Weitem natürlicher."

"In unsere Loge? Aber es ist nur für Biere Platz."

"Nun?"

"Nun, ich glaubte, Sie werden Herrn und Frau Marmodin mit sich nehmen?"

"Nein; Herr Marmodin würde aus Veranlassung Ihres Stückes immer von seinen Römern sprechen. Und seine Frau, die schwätzt immer, bewegt sich immer hin und her, spricht oder lacht so laut, daß der ganze Saal nach ihr schaut. Ich zog es vor, Herrn und Fräulein Soufflat mit mir zu nehmen."

"O, ganz nach Ihrem Belieben, theure Freundin. Aber was machen wir mit Marmodin und seiner Frau?"

"Ich habe ihnen die Billete der Soufflats gegeben."

"Ganz recht. Ich eile in meine Probe, verwechseln Sie nur die Billete nicht."

Mondigo begibt sich in das Theater, wo die Probe seines Stückes stattfindet. Kaum ist er über die Schwelle getreten, so sieht er sich von Schauspielern, Schauspielerinnen, Autoren, Angestellten des Theaters und Stammgästen des nächsten Kaffeehauses umringt. Alles verlangt Billete von ihm; zehn Plätze hat er noch zurückbehalten, aber wie soll er damit alle seine Belagerer befriedigen? Er will Billete zu Gunsten der Künstler, welche in seinem Stücke spielen, behalten; aber es gibt so rücksichts-

Iose, so zechenartige Menschen, wenn sie einmal Etwas haben wollen!... Von allen Seiten posaunt man ihm in die Ohren:

„Ah, Mondigo, zwei Plätze auf diesen Abend.“

„Sie können mir Das nicht abschlagen.“

„Sie sind noch ein Mann, der seine Bilette herschenkt! Sie sind nicht wie die andern Autoren... Sie sind artig, Sie sind nobel.“

„Herr Mondigo, Sie haben mir gestern Abend zwei Plätze versprochen.“

„Lieber Freund, ich muß nothwendig welche haben für meine Mutter und meine Frau: sie zählen darauf.“

„Geben Sie mir welche, ich will den Leuten die Köpfe warm klatschen.“

Der unglückselige Autor ist auf die Bühne hinaufgegangen; er sucht dieser Menge von Bewerbern, welche ihn umlagert, zu entinnen; aber er wird von Coulisse zu Coulisse verfolgt, umringt, umgarnt, belagert; unfähig, sich länger zu vertheidigen, gibt er seine vorbehaltenen Bilette Leuten, die er kaum kennt und kann Personen, denen er welche versprochen hat, keine mehr geben. Diese sind sehr mißvergnügt über den Autor und beklagen sich über seine Wortlosigkeit, die Künstler, welche in seinem Stück spielen, schneiden ihm ein saures Gesicht und der arme Mondigo, der nicht mehr weiß, was er den Bilettforderern antworten soll, ergreift den Ausweg, vom Theater durchzugehen und kommt heim, indem er bei sich sagt: „Alle diese Leute

werden mich mit meinen Billeten zum Teufel fahren lassen."

Bei seinem Eintritt fragt Mondigo, ob man die hinterlassenen Billete abgeholt habe.

Seine Frau deutet mit dem Finger auf alle die kleinen Pakete hin, indem sie antwortet: „Nein... nur Ihr Zuckerbäcker erschien, um zwei abzuholen. Sie geben also Ihrem Zuckerbäcker Billete, mein Herr?“

„Aber warum nicht, wenn er gut applaudirt? Ich weiß, daß er in das Schauspiel ganz vernarrt ist: er sagte mir neulich, als ich Nelfontörtchen in seiner Bude aß, er und seine Frau haben wie Käse gewieint in meinem letzten Drama. Jetzt können Sie sich denken, daß ich ihm zwei Plätze auf diesen Abend versprach. Ah, ich wußte wohl, daß er nicht vergessen würde, darum bitten zu lassen, er... aber alle diese Andern da, die ihre Billete nicht abholen... unbegreiflich!“

Mondigo sitzt nieder, wartet, wird ungeduldig. Er möchte seine Billete nicht verloren sein lassen, zumal, nachdem er so vielen Personen, die so begierig darnach schienen, welche abgeschlagen hatte.

So oft man an der Thüre läutet, läuft der Autor hinaus, um zu erfahren, ob man Billete abholen lasse.

Endlich eilte Herr Doguin, für welchen er eine sehr gute Loge aufbewahrt hatte, mit hastigem, hochvergnügtem Wesen herbei.

„Guten Morgen, Herr Mondigo; Madame, ich

„Lege mich zu Füßen,“ sagt Herr Doguin, in die Stube des Schriftstellers tretend.

„Ah, da sind Sie endlich... Herr Doguin? So kommen Sie doch!“ sagte Mondigo, indem er nach seinen Paketchen eilte. „Sie kommen, Ihre Loge abzuholen... da, hier ist sie... eine offene Loge, vier Plätze, Sie werden herrlich aufgehoben sein.“

„Ei, du lieber Gott! mein lieber Herr Mondigo, wir können ja Ihre Gefälligkeit nicht mehr benützen. Der Pathe meiner Kleinen, ein alter Papa, der das Schauspiel nicht leiden kann, weil er es für ungesund erklärt, ist auf Besuch bei uns eingetroffen und wir müssen ihm Gesellschaft leisten. Sie werden uns ein anderes Mal eine Loge geben... ei, da fällt mir ein, z. B. nächsten Samstag: an diesem Wochentage habe ich keine Abendgesellschaften und weiß nie, was ich mit mir anfangen soll.“

„Aber Das hätten Sie mich doch wenigstens diesen Morgen wissen lassen sollen!“

„Ich hatte daran gedacht... da wurde ich gestört... und erst jetzt fiel mir Ihre Loge ein. Sie können sich denken, daß ich andere Dinge im Kopfe habe!... Der Pathe meiner Kleinen ist ganz veressen auf Gansleberpastete und da zerbreche ich mir den Kopf, in welchem Hause dieses Stadtviertels ich gute antreffen könnte.“

„Verzeihung, Herr Doguin, aber heute stecke ich voller Geschäfte; wenn man ein neues Stück auführen läßt und gar ein dreiaktiges...“

„Meiner Treu', auf dem Boulevard hier in der

Nähe, glaube ich, gibt es einen Eswaarenladen; dahin will ich mich begeben. Wenn ich nun aber statt einer Pastete eine Platte Kerak nähme: was denken Sie davon? Ziehen Sie die Platte vor?"

"Ei, mein Gott! nehmen Sie eine Platte, nehmen Sie einen Topf! Ich verstehe mich nicht darauf!"

"Nun, ich will sehen. Adieu, Herr Mondigo... Madame, meine achtungsvollste Empfehlung. Also nächsten Samstag geben Sie mir eine Loge; wenn es meiner Frau nicht recht sein sollte, würde ich Ihnen das Billet wieder zurückschicken."

"Ja, ja, rechne nur darauf, Schwachkopf!" ruft der Autor aus, nachdem sich Herr Doguin entfernt hat. "Ach, wie sehr bedaure ich, ihm diese Loge aufgehoben zu haben! Das ist doch höchst widerwärtig."

Noch sind keine fünf Minuten verflossen, seit Herr Doguin weggegangen, so bringt der Portier zwei Briefe an Herrn Mondigo herauf, welcher sie schleunigst erbricht.

In dem einen schreibt man ihm: "Mein Junge ist heute aus seiner Schule in die Vakanz gekommen; statt ihn in das Theater zu führen, wo man Ihr Stück spielt, wollen wir lieber mit ihm in die chinesischen Schatten gehen, das wird ihn mehr ergötzen."

In dem andern steht: "Verfügen Sie für heute über Ihre Bilette; aber ein anderes Mal rechnen wir auf Ihre Gefälligkeit."

Der Verfasser zerreibt diese Briefe in seiner

Hand und wünscht die Schreiber derselben zum Henker. Er nimmt seinen Hut, seine Billete und schickt sich zum Ausgehen an.

„Sie gehen nochmals aus?“ fragte Clementine; „aber es ist ja schon spät und Sie haben gesagt, daß Sie heute frühzeitig zu Mittag zu essen wünschen.“

„Ei, du mein Gott! ich muß doch wohl gehen, meine Billete an den Mann zu bringen. Sie sehen ja, daß mir mehr als zwölf Plätze übrig bleiben!“

„Aber, mein Freund, Sie sind bereits durch Ihre Proben und durch die vielen Gänge ermüdet, welche Sie noch gestern machten, um Billete zu versprechen; denn die guten Freunde nehmen sich nicht einmal die Mühe, daß sie kommen und darum bitten: man muß ihnen in's Haus nachlaufen und welche anbieten. Wenn man es aber natürlicher findet, ihren Besuch abzuwarten, so sagen sie nach einiger Zeit: ‚Sie sind sehr liebenswürdig, man hat ein neues Stück von Ihnen gespielt und Sie haben mir nicht einmal ein Billet gegeben.‘“

„Das weiß ich Alles, liebe Freundin, aber es ist nahe an vier Uhr und ich möchte diese Plätze doch nicht verloren sein lassen... ich werde mich beeilen.“

Der Autor geht hinaus und begibt sich schleunigst zu einem alten, ihm befreundeten Sachwalter, der 15,000 Franken Rente bezieht, aber seine Frau niemals in's Theater führt, außer man schenkt ihm die Billete dazu.

„Es ist Niemand oben,“ sagte der Beschließer zu Mondigo. „Herr und Frau speisen auswärts.“

„Das ist mir ein sauberes Vergnügen,“ seufzte der Autor. „Se nun, sehen wir anderwärts. Ah, da hab' ich's! Bei Badoureaux: er und seine Frau gehen oft in's Schauspiel... es wird ihnen großes Vergnügen machen, bei meinem Erstling gegenwärtig zu sein... wenn sie nur nicht auch auswärts speisen.“

Damit machte sich Mondigo wieder auf die Sohlen. Er kommt im Hause seines Freundes Badoureaux an: hier trifft er die Leute daheim. Er tritt mit der Miene eines Mannes ein, der Freude zu machen überzeugt ist und bietet eine Loge für den Abend an.

„Was gibt man noch außer Deinem Stück?“ fragt der Herr.

„Ach, meiner Treu'... ich besinne mich nicht mehr darauf, ich habe wenig Achtung gegeben.“

„Julie! Suche mir doch die Zeitung, damit ich sehe, was man diesen Abend mit Mondigo's Stück spielt.“

Die Dame bringt ihrem Mann die Zeitung; dieser sieht hinein, schüttelt den Kopf und murmelt: „Just zwei Stücke, die wir schon kennen; nicht wahr, Julie?“

„Ach ja: zwei sterbenslangweilige Stücke!“

„Mein theurer Mondigo, behalten Sie Ihre Loge; wir warten lieber, bis man neben Ihrem Stück Werke spielt, die wir noch nicht kennen; ich werde

Ihnen zu wissen thun, welche es sind, die wir zu sehen Lust haben."

Der Autor geht mit einer weit weniger freundlichen Miene weg, als er hineinkam, und nimmt sich fest vor, Herrn und Frau Badoureaux keine Billete mehr anzubieten.

Unten auf der Stiege fragt er sich, wohin er jetzt seine Billete schleppen soll; zwar hat er viele Bekanntschaften, aber ein Theil wohnt sehr weit weg, Andere können abwesend sein und es ist höchst unangenehm, überflüssige Gänge zu machen, wenn man ohnehin schon ermüdet ist.

Die Stunde rückt vor. Mondigo entschließt sich, ein Cabriolet zu nehmen und läßt sich zu einem jungen Kaufmann führen, der ihn schon hundert Mal um Theaterbillete angegangen hat. Er findet den jungen Mann und beeilt sich, ihm eine Loge für diesen Abend anzubieten.

Der Kaufmann macht einen Freudensprung in die Höhe, indem er ausruft: „Ah, wie liebenswürdig, ah, wie artig sind Sie!... Vier Plätze... hätten Sie nicht noch zwei?“

„Doch, da sind sie.“

„O, das ist entzückend!... Ich speise mit Freunden zu Mittag... ach! aber wir sind unserer Acht... hätten Sie nicht noch zwei Plätze?“

„Doch, doch, ich kann Ihnen noch zwei geben... hier!“

„Sie sind ein Muster von einem Autor... das laß ich mir gefallen! Sie verschenken Billete,

Sie!... Natürlich werde ich Alle, mit denen ich speise, mitbringen."

"Ah, Sie speisen in der Stadt?"

"Nein, im Palais Royal. Wir haben uns auf sechs Uhr, halb sieben Uhr in die Rotunde bestellt."

"Der Teufel, aber mein Stück fängt präcis acht Uhr an!"

"O, seien Sie ruhig, wir erscheinen gewiß! Wir essen schnell und eilen sofort, Ihnen Beifall zu klatschen, Ihnen gefällig zu sein!... Der liebe Mondigo... o, Sie sollen sehen: wir sind Freunde! Es wird gut gehen! Man hüte sich ja vor dem Unglück, zu pfeifen: wir würden den Auspfeifern Arm und Beine entzweischlagen!... Wir werden deshalb Stöcke mitbringen."

Der Autor ist genöthigt, den Feuereifer seines jungen Freundes zu sänftigen; dießmal jedoch geht er befriedigt weg mit der Ueberzeugung, daß seine acht Plätze von gutgesinnten Leuten werden eingenommen werden.

Mondigo macht noch einige vergebliche Kreuz- und Querfahrten mit seinem Cabriolet und vertheilt dann endlich die ihm übrigen Billete an Leute, welche er kaum kennt; er gibt sogar seinem Thürsteher eines. Endlich kehrt er nach Hause zurück, gerädert, geärgert, und findet auf seinem Schreibtisch zwei geschlossene Balkonlogen, welche ihm ein Freund mit der Bemerkung zurückgeschickt hat, daß er für diesen Abend in ein Concert gehe.

"Zwei geschlossene Balkonlogen! Süperbe, nume"

rirte Plätze!... Und sie sollen jetzt verloren sein?" sagt der Schriftsteller bei sich und überlegt, was er damit machen solle.

"Mein Freund, das Mittagessen steht schon lange bereit; es ist halb sechs Uhr," sagt Madame Mondigo.

"Ah, Madame, einen Augenblick noch und ich stehe zu Diensten!"

"Wir speisen nie so spät zu Mittag... ich habe sehr Hunger."

"Und vollends ich, Madame, ich sterbe Hungers!... Aber diese Balkonplätze..."

"Die Köchin sagt, es werde Alles verdorben sein."

"Wem Teufels sie schicken?... Ah! welcher Gedanke!... Herr und Frau von Mesange, sehr ausgezeichnete Personen, die mir schon oft wiederholt haben, sie lieben die ersten Vorstellungen sehr, wenn sie einen guten Platz haben, für sie passen diese Billete: Sie werden entzückt sein."

"Wie, mein Herr, Sie wollen noch einmal ausgehen?"

"Nein, nein; aber ich lasse einen Commissionär holen, während ich hier ihnen ein paar Worte schreibe..."

"Aber das Mittagessen!"

"Es ist gleich geschehen."

Mondigo läuft an seinen Schreibtisch: er verfaßt ein gar liebenswürdiges Briefchen, legt die beiden Billete hinein und gibt es dem Commissionär, welcher eben anlangt.

Der arme Autor setzt sich endlich zu Tische. Während er seinen Braten anschneidet, kommt der Commissionär zurück und Mondigo läßt ihn eintreten.

„Nun, habt Ihr sie angetroffen?“ fragt der Autor.

„Ja, mein Herr; o, ich habe gleich gefunden.“

„Ihr habt meinen Brief abgegeben?“

„Ja, mein Herr.“

„Was hat man Euch an mich ausrichten heißen?“

„Schon recht, sagte man mir, weiter Nichts.“

„Wie! sonst hat man nichts gesagt?“

„Das heißt, ja! die Dame hat so zum Herrn gesagt: ‚Das wird vielleicht eine rechte Dummheit sein, sein Stück...‘ Und der Herr hat geantwortet: ‚Ah bah! man muß es riskiren. Es gibt Autoren, die nicht lauter schlechte Sachen machen... und...‘

„Schon gut... genug, genug!... Nun, auf was wartet Ihr?“

„Ich warte auf meine Bezahlung.“

„Was? man hat Euch nicht bezahlt in dem Hause, wohin Ihr meinen Brief getragen?“

„Man hat mir gar Nichts gegeben; der Herr kann sich erkundigen.“

„Ha, alle Wetter! das ist zu stark. Ich schicke den Leuten Billets und muß noch den Commissionär bezahlen!“

Der Autor gibt dem Briefträger fünfzehn Sous und Clementine kann sich des Lachens nicht enthalten, wie sie das Gesicht, das ihr Mann schneidet, ansieht; dann sagt sie halblaut: „O, wie angenehm

ist es doch, Billete zum Verschicken zu haben und Glückliche machen zu können!"

Was Mondigo betrifft, so ist er über das ihm Begegnete dergestalt mißvergnügt, daß er nichts mehr essen kann und sogar genöthigt ist, mehrere Gläser Zuckerwasser zu trinken, damit der bereits genossene Theil seines Mittagessens ihm im Magen bleibt.

Aber die Stunde des Schauspiels hat geschlagen und der Autor vergißt alle seine Widerwärtigkeiten, um nur noch an sein Stück zu denken. Er überzählt die Billete, die er ausgetheilt hat, und sagt bei sich: „So wird es gehen ... wenn einige schwache Stellen darin sind, so habe ich meine Freunde da, um das Stück zu halten, um Beifall zu klatschen! ... Ich rechne sehr auf meinen jungen Kaufmann, dem ich acht Billete eingehändigt: er sprach von Stöcken, die man mitnehmen wolle, um den Auspfeifern Arm und Bein entzwei zu schlagen ... das nenne ich Freundeseifer! ... Wir müssen uns auf den Weg machen,“ sagte Mondigo jetzt zu seiner Frau; „man gibt nur einen kleinen Akt vor meinem Stück und ich denke, meine Theure, Sie wollen den Anfang sehen.“

„O, gewiß; aber Fräulein Soufflat und ihr Vater sind noch nicht da: ich erwarte dieselben, um mich abzuholen.“

„Das ist wieder schön! Ich wette, sie lassen lange auf sich warten! ... Und Derneſty?“

„O, was Den betrifft, so wird er unsere Loge erfragen und im Theater zu uns kommen.“

„Ganz recht! Aber ebenso hätte man es mit den Soufflat machen sollen, statt sie abzuwarten.“

„Mein Freund, sie haben mir gesagt: ‚Wir werden Sie abholen ... warten Sie auf uns.‘ Konnte ich ihnen dann antworten: Nein, ich will nicht warten? ... Das wäre unanständig gewesen.“

„So sollten sie doch auch präcis sein ... es ist bereits halb acht Uhr.“

„Ich hatte ihnen gesagt, sie sollen sich um sieben Uhr einfinden.“

„Nun, da sehen Sie, wie die Leute ein Versprechen halten. Es ist weit von da bis ins Theater.“

„Was liegt daran? Wir nehmen doch einen Wagen.“

„Ja, allein auch mit einem Wagen braucht man Zeit. Ich meinerseits muß dort sein, ehe der Vorhang aufgezogen wird, um zu sehen, wie meine Schauspieler costümiert sind. Das ist hochwichtig! ... In meinem letzten Stück hatte sich mein edler Alter in eine Rankinghose und blauen Rock gesteckt: er sah auf und nieder aus wie ein Steinhauermeister. Glücklicher Weise kam ich noch zu rechter Zeit, um ihn die Hosen wechseln zu lassen und mein Stück machte Glück.“

„Und ohne das, denken Sie, daß es durchgefallen wäre?“

„Meine Theure, ein falsches Costüm verwirrt alle Vorstellungen der Zuschauer: sie nehmen eine Person für Etwas, das sie nicht ist, und das kann dem Werke sehr viel schaden. Gott, wie schlecht mir zu

Muthe wird!... Schon drei Viertel auf acht Uhr!...  
Da führe Einer Freunde in's Theater!... Sollten  
sie denn nicht denken, daß ich dort sein müsse?"

"Aber, mein Freund, so gehen Sie doch allein...  
brechen Sie auf."

"Wenn dann aber die Leute gar nicht kommen,  
wie sollen Sie allein in's Theater und in Ihre Loge  
gelangen?... Das ginge nicht, das wäre unschicklich."

"Also haben Sie ein wenig Geduld."

"Sie werden mich aber nicht hindern, zu erklä-  
ren, daß es abscheulich ist, einen Autor, von dem  
man ein Stück spielen wird, warten zu lassen!...  
Ach, wie dumm, Leute mit sich zu nehmen!... Wenn  
ich in diesem Augenblick neben Soufflat stände, so  
gäbe ich ihm mit Vergnügen einen Hundstritt, um  
ihn anzutreiben. Madame, wenn sie in drei Mi-  
nuten nicht da sind, so gehen wir."

"Wie Sie wollen, mein Lieber."

Die drei Minuten sind abgelaufen, Herr Souff-  
lat und sein Töchterlein noch nicht angelangt. Mondigo  
heißt seine Frau ihren Hut aufsetzen und eilt,  
einen Fiaker zu holen.

Eben verläßt unser Paar das Zimmer, als man  
läuten hört. Es sind die nicht mehr Erwarteten.

"Ei, so kommen Sie doch," ruft der Autor aus,  
"Sie haben sich sehr verspätet."

"Guten Abend, mein Lieber Mondigo... Ma-  
dame, ich küsse die Hand... stellen Sie sich nur  
vor, es ist nicht unser Fehler: im Augenblick, da  
wir weggehen wollten, langt Bouchon an, um mit

meiner Tochter ein Musikstück, das sie morgen spielen sollen, zu wiederholen. Bouchon hatte sein Instrument mitgebracht und Sie begreifen, daß es sehr unangenehm für ihn gewesen wäre, umsonst da gewesen zu sein! Uebrigens haben sie ihre Sache nur drei Mal gespielt. Nicht wahr, meine Tochter?"

„Bier Mal, Papa.“

„Ich glaube, Du irrst Dich. Nur drei Mal.“

„Doch, Papa, vier Mal.“

Mondigo treibt Herrn Soufflat und seine Tochter der Thüre zu, indem er ausruft: „Drei oder vier Mal ... mein Gott, was liegt mir daran! Aber ich bitte flehentlich: fort, fort!“

Die Gesellschaft steigt in den Fiaker. Auf der ganzen Fahrt in's Theater fände es der Autor, der nur an sein Drama denkt, ganz natürlich, daß man darüber spräche, aber Herr Soufflat schwätzt nur von dem Stückchen, das seine Tochter so eben mit Herrn Bouchon durchgenommen hat, und Mondigo ruft aus: „Heute Abend ist der entscheidende Augenblick!“

Herr Soufflat antwortet: „Nein, erst morgen. Aber ich glaube, es wird gut gehen; übrigens wird Bouchon noch morgen früh einige Repetitionen machen.“

Mondigo sagt nichts mehr; er begnügt sich, mit seiner Frau einen Blick zu wechseln, welcher bedeutet: „Wie liebenswürdig doch die Leute da sind und welches Interesse sie an meiner ersten Vorstellung nehmen!“

Man ist im Theater angekommen: das neue

Stück hat noch nicht begonnen; der Zwischenakt dauert noch fort. Der Autor läuft auf die Bühne. Madame Mondigo nimmt mit ihren Begleitern in ihrer Loge Platz. Im Augenblick, wo sich Fräulein Soufflat auf den Borderplatz der Loge neben Clementine setzt, vernimmt man ein Gemurmel im Saal: die Nase dieses Fräuleins hat diese Wirkung hervor gebracht.

Herr Soufflat Vater stellt sich mehr als je auf die Behen und streckt seinen Kopf aus der Loge hervor, indem er sagt: „Was gibt's, was ist das? Ein Wortwechsel? eine Schlacht?“

„O, gar nichts,“ antwortete die schöne Blondine lachend.

Madame Mondigo ist keineswegs ärgerlich über den von ihrer Nachbarin gemachten Effekt und es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie ihr nur darum den Vorzug vor Madame Marmodin gegeben hat, weil sie zum Voraus den unermesslichen Vortheil berechnete, der für sie aus der Nase des Fräuleins Soufflat an ihrer Seite erwuchs, während das liebliche Gesicht Fränzchens ihrer eigenen Schönheit Eintrag gemacht hätte. Die Weiber denken an alle solche Kleinigkeiten.

Herr und Frau St. Godibert schmähen von ihrer Loge, die sich im zweiten Seitenrang befindet, über ihre Schwägerin, welche sich auf ihrem weit vorzüglicheren Platz breit macht.

Die stämmige Angelika sagt zu ihrem Mann: „Ihr Bruder hätte uns doch wohl auch einen Platz

auf der ersten Galerie geben können, uns! Er hätte uns doch wenigstens auf denselben Rang setzen können wie sich."

"Offenbar wird er es nicht gekonnt haben."

"Ich sage Ihnen, ich, er hat es mit Fleiß gethan: diese Schriftsteller sind voller Eitelkeit... trotz dem läßt er es sich recht sehr bei uns schmecken."

"Du weißt nicht, liebe Frau, daß die Autoren oft weniger Billete erhalten, als sie haben möchten, ich weiß das von meinem Bruder; ich bin sehr gespannt auf das Stück meines Bruders."

Herr St. Godibert legt einen besondern Nachdruck auf die beiden letzten Worte, indem er umherblickt, um die Leute darauf aufmerksam zu machen, daß er der Bruder des Autors ist. Seine Frau schneidet ein Gesicht und murmelt vor sich hin: „Sie sollten noch beisehen: ‚Ihr Bruder, ein Mann von Geist!‘ das wäre hübscher. Aber bei alle dem sehe ich unsern Sohn Julian nicht; wo hat man ihn denn eingepfercht? Man wird ihm doch kein Billet auf das Paradies gegeben haben? Nur das fehlte noch."

"Nein... halt... halt, Angelika: unser Sohn ist hinter jener schönen Brünnette auf dem Balkon... ach ja, es ist Fräulein Soufflat, die mit ihrem Vater in der Loge meiner Schwägerin sitzt; ich will sogleich hingehen, sie zu grüßen."

"Nein, mein Herr, ich verbiete es Ihnen! Es hätte das Ansehen, als ob Sie bei Frau Mondigo den Untertänigen spielten, weil sie auf der ersten Galerie ist, und das leide ich nicht."

„Indessen, Madame...“

„Ich sage Ihnen, daß ich es nicht leide.“

Während dieß Gespräch in dieser Loge vorfiel, hat sich Friedrich hinter Madame Marmodin gestellt, welche mit ihrem Gemahl auf der ersten Galerie sitzt. Der Gelehrte macht seine Frau auf eine sehr elegante Dame mit einem äußerst geschmackvollen Armband aufmerksam und sagt zu ihr: „Ich wette, daß Du nicht erräthst, ob das eine Psellion oder ein Brachionistes, ein Ulydone oder ein Dextrocherium ist?“

Das muthwillige Fränzchen wendet lachend den Kopf, indem sie Friedrich sehr weiße und schön gereihete Zähne zeigt, ohne auch nur an eine Antwort für ihren Gemahl zu denken. Aber zu dem großen jungen Mann sagte sie: „Sie kommen, das Stück Ihres Oheims zu sehen? Das ist sehr schön.“

„Ach, ich wünschte, es hätte zwölf Akte und dauerte zehn Stunden!“

„Ei, wirklich? Sie lieben also das Schauspiel sehr?“

„Ja, wenn ich in Ihrer Nähe bin.“

„So reden Sie doch nicht so viel mit mir... Hampelmann würde sich erbofen! Schon macht er gräuliche Augen, weil Sie da sind.“

„Was ist denn das: Hampelmann?“

„Wie, Sie errathen nicht...“

Damit wirft das schelmische Fränzchen einen Seitenblick auf ihren Mann. Friedrich bricht jetzt in ein Lachen aus, das er in seinem Schnupftuch zu ersticken sucht.

In dem Gang der zweiten Galerie läuft der eben angekommene Better Brouillard auf und ab und sieht durch die Logengitter hinein, indem er sagt: „Seht einmal, da gibt's Leute!... Es ist erstaunlich! Man weiß also nicht, daß das neue Stück von Mondigo ist!... Ah, dort sitzen St. Godiberts! Sie sehen aus, als zankten sie sich!... Wo ist doch die zärtliche Clementine? Halt, da seh' ich sie auf der ersten Galerie, gerade vor der Bühne!... Was ist denn das für eine Nase neben ihr? ... Ah, Fräulein Soufflat! Und dahinter? O, beim Bliß! Dernefty ... immer Dernefty hinter meiner Nase! ... Armer Mondigo, der Comödien macht, worin er der geprellten Ehemänner spottet!... Und das hält sich für einen Mann von Geist!... Auf der Galerie bemerke ich Friedrich neben Frau Marmodin... schaut einmal, das geht gut, das macht Fortschritte!... Zum Glück weiß der Gelehrte, was Horn auf lateinisch heißt... und Herr Roquet... ich werde ihn nicht gewahr... Schließerin!... he da, Schließerin! aufgemacht, wenn's gefällig... man wird gleich anfangen.“

Die Schließerin sieht das Billet des Herrn Brouillard an und antwortet: „Mein Herr, Sie gehören nicht hieher, einen Stock höher.“

„Was, höher? Mein Billet lautet auf das Amphitheater!“

„Ja, mein Herr, das ist hier oben.“

„Also hat mir mein Better einen Platz im Taubenschlag gegeben... einen jener Plätze, den man seiner Haushälterin, seinem Thürschließer gibt?“

„Mein Herr, Sie werden nicht gar zu schlimm aufgehoben sein.“

„Nein, nicht zu sehr, aber hinlänglich. Ah! man schießt mich da hinauf, ganz gut! Schon recht; dann habe ich die Freiheit, meine Meinung verlauten zu lassen.“

Herr Brouillard steigt in's Amphitheater hinauf, wo er nur noch einen Platz in der letzten Reihe findet, weil viele Leute da sind. Er setzt sich mit wüthender Miene darauf und schneuzt sich im Augenblick, wo das Stück beginnen soll, vier Mal hintereinander, als ob er das Posthorn nachahmen wollte.

Der erste Akt des Mondigo'schen Stücks verläuft ohne Gefahr, aber kalt. Mitten in einer Scene, welche Eindruck machen sollte, zwingt ein Streit am Eingang zum Orchester die Spielenden einen Augenblick zum Stillschweigen. Es ist Herr Roquet, der nach dem Aufzug des Vorhangs wieder hineingetreten war und seinen Platz besetzt fand: das Individuum, welches sich desselben bemächtigt hat, verweigert ihm die Zurückgabe. Herr Roquet läuft zu einem Inspektor, dann zu dem Commissär ... das Alles macht einen Lärm, der am Zuhören hindert und der Wirkung des ersten Actes bedeutend schadet.

Nachdem der Vorhang gefallen, eilt Mondigo auf die Bühne und schaut durch das Guckloch des Vorhangs in dem Saal umher nach allen Denjenigen, welchen er Billete geschenkt hat; denn er begreift nicht, warum sein erster Akt nicht beklatscht wurde. Inzwischen sieht er einige bekannte Gesichter.

Aber Herr Roquet ist noch in seinem Wortwechsel begriffen; Herr Marmodin rollt seine Augen im Kreise wie eine Eule; sein Bruder und dessen Frau schmolten mit einander; sein Nefte Julian scheint sehr mit einer hübschen Brünette, die vor ihm sitzt, beschäftigt; sein anderer Nefte neigt sich, um Fränzchen in's Ohr zu flüstern, und Verneſty scheint Clementine mit vielem Feuer zu unterhalten.

„Sie sind Alle mit meinem Stück beschäftigt!“ sagt der Autor bei sich, gutmüthig glaubend, daß man an ihn denke. Dann schaut er in eine Loge, die er Zweien seiner Freunde gegeben, um ihre Frauen dahin zu führen: eine Kindsmagd mit vier Kindern findet sich darin. Die Plätze, die er seinem jungen Kaufmann nachgetragen hat, sind noch unbesetzt. In der Ecke einer Galerie endlich, wo er den Pastetenbäcker mit seiner Frau zu finden hofft, bemerkt er zwei Lehrjungen in ihrem weißen Wamms.

Mondigo geht unbefriedigt hinter die Coulissen zurück. Sein zweiter Akt beginnt. Während eines sehr langen Monologs vergift sich Herr Marmodin mit so starkem Gähnen, daß der ganze Saal zusammenlacht. Bald ertönt ein scharfes Pfeifen von dem Amphitheater aus, wo der Better Brouillard sitzt. Statt dasselbe mit Bravos zu ersticken, lassen die Freunde die Ohren hängen oder sehen sich lächelnd mit einer Miene an, welche sagen will: „Es ist nicht viel Neues!... Ich begreife sehr wohl, daß man pfeift.“

Der zweite Akt wird zwischen Lachen und Pfeifen

hin und her gezerret. Aber Friedrich wäre sehr in Verlegenheit, wenn man ihn Etwas aus dem Stück fragte, weil er gar nicht darauf gehört hat; Julian und Herr Derneſty befinden ſich in dem gleichen Fall. Herr St. Godibert, dem es ſehr leid thut, daß er laut geäußert hat, das Stück ſei von ſeinem Bruder, iſt mäuschenſtill, während ſeine Frau ihre Schwägerin höhrend anſieht. Eines der vier Kinder weint überlaut; einer der Lehrjungen läßt ſeine Müße in das Parterre hinabfallen.

Was Herrn Soufflat betrifft, ſo ſagt er ganz leiſe zu ſeiner Tochter: „Ich meine, Du hätteſt eben ſo gut gethan, daheim zu bleiben und Dein Muſikſtück mit Herrn Bouchon zu wiederholen.“

Der dritte Akt wird mitten in einem Stimmengebrauſe, welchem Niemand Einhalt zu thun ſucht, ausgeſpielt; man läßt den Vorhang fallen und nennt den Namen des Verfaſſers nicht.

In dem Augenblick, wo er ſich durch den Gang ſchleicht, um ſeine Frau abzuholen, begegnet Mondigo dem jungen Kaufmann, der eben jezt mit ſieben Perſonen ankommt und ihm entgegenſchreit: „Da ſind wir, da ſind wir!... Wie weit iſt man?... Jezt wollen wir Zunder an das Pulver legen!“

„Es iſt gerade aus,“ antwortet Mondigo, ſich raſch entfernend; doch nicht raſch genug, um dem Better Brouillard zu entrinnen, der ihm zuraunt: „Was Das für ein Biſchen war!... Die Leute haben einmal gepiffen... mir thun die Ohren davon

weh!... Indeß, vielleicht erhalten Sie ein ander Mal Genugthuung... es kann auch wieder besser gehen. Aber wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so machen Sie sich nicht mehr an spanische Stoffe... das bringt Ihnen Unglück... schon mehrere Stücke dieser Art waren nicht glücklich."

Bald darauf wird der arme Autor von einem der Lehrlingen angehalten, der ihm sagt: "Herr, mein Meister hat nicht kommen können, aber wir haben uns sehr verlustirt, es war recht heiter; wir haben den Schauspieler erkannt, der den Don Perdreau macht..."

"Don Pedro, Dummkopf."

"Ja, Herr, Don Perdreau; es ist einer von unsern Abnehmern und er hatte uns gestern vorausgesagt: „Das Stück wird aufgeheitert sein.“"

Mondigo entledigt sich aller dieser Leute, welche mit seiner Ungeduld zu spielen scheinen und gelangt endlich an die Loge seiner Frau. Er findet dort nur noch Herrn Soufflat und seine Tochter.

"Wo ist denn Clementine?" fragt der Autor.

"Das Geräusch, das man machte, hat ihr wehgethan: sie fühlte sich unwohl und ist kurz vor dem Ende mit Herrn Derneſty weggegangen," antwortete Herr Soufflat.

"Ach, die arme Clementine!... Ich kann es mir denken, sie ist so reizbar, so empfindsam, so eindrucksfähig! Ach, was mußte sie nicht leiden!... Welche Cabale, welche höllische Cabale!... He! was sagen Sie dazu?"

Herr Soufflat drückt seine Lippen zusammen, macht ein sehr zweifelhaftes Gesicht und stammelt: „Hm!... hm!... wer mich je wieder in einer ersten Vorstellung trifft...“

Wenig erbaut von dieser Antwort grüßt der Autor und geht, indem er bei sich sagt: „So sind die Leute! Drei Viertel davon haben keine andere Meinung, als die man ihnen auf dem Teller präsentiert: unfähig, selbst zu urtheilen, warten sie mit ihrem Ausspruch, bis ein Bühnener anfängt. Sei sein Ausspruch günstig für uns: sie theilen ihn; sei er ungünstig: sie theilen ihn gleichfalls.“

Mondigo fährt nach Hause und gesteht sich: „Meine Frau hatte recht: ich war ein Esel mit meinen Billeten... fortan werde ich es machen wie die Andern. Welch' peinlicher Tag! Seine Zeit mit Warten zubringen, bis Eingeladene kommen, zwei unnöthige Gänge machen, Cabriolete nehmen, Commissionäre zahlen, Plätze an Leute verschenken, die sie Andern geben, oder erst kommen, wenn Alles vorbei ist, oder sie gar zurückschicken, dabei sich schlechte Complimente machen lassen... danke schön, habe genug daran.“

Begreifet ihr jetzt, warum die Autoren keine Freibillete mehr geben? Ausnehmen muß ich indes die ersten drei Vorstellungen ihrer Werke, wo sie dieselben den Römern des Parterres überlassen oder solchen Freunden schenken, welche sich die Mühe nehmen, sie abzuholen oder abholen zu lassen.

---

*Das Portrait.*

**Zweites Kapitel.**

In einem jener hübschen Häuser, welche man in neuester Zeit in der Straße Notre-Dame de Lorette gebaut hat, befindet sich im obersten Stock, der nicht sehr hoch ist, ein sehr schönes Maleratelier. Dieses Atelier, das geräumig genug ist, um Landschaften von bedeutender Größe zu fassen, ist mit jenem Geschmack und jener Originalität verziert, welche die Künstler und besonders die Maler in Alles zu bringen wissen. Es ist indessen gänzlich ohne Pracht und kündigt keineswegs den Mann an, dessen Pinselstriche mit Gold bezahlt werden; dagegen sieht man zahlreiche Studien, Skizzen, flüchtige Entwürfe und in alle dem Talent, Glut und Erfindung.

Hier arbeitet Leopold Bercourt, der junge Mann, den wir im Wald von Fontainebleau gesehen, wo er, während er stets malerische Gegenden abzeichnete, auch Rosa-Maria's Bildniß machte. Aber bei ihrer letzten Sitzung hatte der junge Künstler seinem hübschen Modell gesagt, daß kein Monat verfließen werde, ohne daß er in das Dorf Avon komme, um sie daselbst wiederzusehen und mit ihrem Vater Bekanntschaft zu machen. Indesß waren schon zwei Monate nach dieser Unterredung verflossen, seit das junge Mädchen ihr Dorf verlassen hatte und Der, den sie stets wiederzusehen hoffte, war nicht wieder gekommen, wie er versprochen hatte.

Hatte Leopold wie die meisten jungen Leute sein

Versprechen vergessen, als er von dem lieblichen Kinde entfernt war, welches ihn so gerne sein reizendes Gesicht hatte abzeichnen lassen? Nein, es war dem nicht so. Aber die Dinge gehen nicht immer, wie wir es hoffen, und die einfachste Sache genügt oft, um eine ganze Folge von Plänen und Entwürfen für die Zukunft zu stören.

Ungefähr vier Wochen nach seiner Rückkehr nach Paris, eben als der junge Maler Anstalten traf, nach Fontainebleau abzureisen, hatte er, als er auf der Straße ging, einen Schlag am Fuße gespürt, dann einen sehr lebhaften Schmerz und endlich wurde es ihm unmöglich, die Ferse seines Fußes auf den Boden zu stellen und weiter zu gehen.

Leopold hatte sich umgekehrt und schaute ringsumher, indem er zu errathen suchte, woher ihm der vermeintliche Schlag kommen könne, aber es ging eben jetzt Niemand in seiner Nähe vorüber und er konnte nicht angestoßen worden sein. Er hatte keinen Schlag erhalten, keinen Sturz und keinen falschen Tritt gethan und dennoch war er auf ein Mal hinkend geworden.

Das ist einer der tausend Unfälle, welchen unsere gebrechliche Natur unterworfen ist und wogegen keine Vorsichtsmaßregel Etwas hilft. Leopold hatte, was man im gemeinen Leben heißt: einen Gangadernkrampf bekommen. Das ist einer der Zufälle, die euch in einem Augenblick, wo ihr euch am wenigsten darauf versehen, überfallen; bisweilen, wenn ihr zum Essen ausgehet, oder euch auf den Ball begeben.

Er ist nicht gefährlich, aber sehr schmerzhaft. Sodann fesselt er euch bald vierzehn Tage, bald vier Wochen an euren Stuhl. Leopold, der zu bald wieder hatte laufen wollen, in der Hoffnung, seine Heilung zu beschleunigen, hatte diese im Gegentheil hintertrieben und darum war er vor der Abreise der Rosa-Maria in die Hauptstadt nicht in dem Dorfe Avon erschienen.

Raum endlich hatte er den Gebrauch seines Beins wiedergewonnen, als er mit der Eisenbahn nach Corbeil, dann mit dem Postwagen nach Fontainebleau gefahren war und von da sich zu Fuß bis in's Dorf begeben hatte, indem er bereits sein Herz mächtig schlagen fühlte bei dem Gedanken, bald sein hinreißendes Modell wieder zu sehen.

„Sie denkt vielleicht, ich habe sie vergessen!“ sagte der junge Maler unterwegs bei sich. „Die Zeit, wo ich zurückzukehren versprach, ist seit mehr als einem Monat vorüber... aber ich werde ihr den Unfall, der mir begegnete, erzählen und sie wird mir glauben, denn sie muß in meinen Augen lesen, daß ich sie fortwährend liebe und mein einziger Wunsch ist, meine Tage mit ihr zu verleben.“

Bald war Leopold an den ersten Häusern des Dorfes angekommen, dann hatte er seinen schnellen Gang gemäßigt, dann, sich ganz bewegt und verwirrt fühlend, einen Augenblick unter einem Baum ausgeruht und folgende Erwägung gepflogen: „Wenn ihr Vater mich nicht gut aufnahm... wenn er böse würde, daß ich ohne seine Erlaubniß mit Rosa Be-

kantschaft angeknüpft habe! . . . Doch nein, Muth! Sie hat mir gesagt, ihr Vater sei gut, er liebe sie zärtlich. Ich werde zu Herrn Hieronymus sagen, daß meine Absichten anständig sind, daß mein Vater, der Vertrauen in mich setzt, mir hundert Mal versichert hat, er werde mir niemals in der Wahl einer Gattin zuwider sein, selbst wenn sie kein Vermögen habe . . . und zudem wird sie ja da sein . . . und ihren Vater zu meinen Gunsten stimmen . . . es müßte denn sein, daß ich mich getäuscht habe . . . daß sie mich nicht liebt . . . daß sie mit einem andern Mann, der ihr gefallen, bekannt geworden wäre! . . . Doch nein, ich habe Unrecht mit meiner Besorgniß . . . auf! stellen wir uns vor; aber fragen wir erst, wo Herrn Hieronymus Gogo's Wohnung ist."

Ein junges Bauernmädchen ging vorüber.

"Jungfer, kennen Sie in diesem Dorf den Hieronymus Gogo, Landwirth?"

"Ja, Herr, kenn' ihn recht gut . . . poß Kuckuk! er ist erst noch gestern Abend bei uns gewesen."

"Könnten Sie mir seine Wohnung weisen?"

"Ja, Herr, ganz leicht; Sie sind gar nicht weit davon. Schauen Sie, da die erste Gasse links, die müssen Sie hinauf, dann werden Sie am Ende, wo es in die Hauptstraße hineingeht, ein schönes Haus mit grün angestrichenen Läden sehen . . . es ist leicht zu kennen . . . 's gibt keine andern grünen Läden in der Straße."

"Schönen Dank, Jungfer."

Leopold geht wieder weiter. Bald bemerkt er das

Haus mit den grünen Läden und während er sich demselben nähert, nehmen seine Blicke die Fenster dieses Hauses zum Ziel. Er hofft Rosa-Maria's hübsches Gesichtchen hinter den Scheiben eines der Kreuzstöcke zu entdecken; aber er bemerkt Niemanden. Bald steht er an der Hausthüre: sie ist halb offen und eine betagte Frau erscheint bald auf der Thürschwelle. Es ist Manon, welche ein wenig Luft schöpfen und mit einigen Nachbarinnen vor der Thüre plaudern will.

„Ist hier . . . das Haus des Herrn Hieronymus Gogo?“ fragte Leopold mit angegriffener Stimme.

„Ja, mein Herr,“ antwortet Manon, indem sie den jungen Mann neugierig von oben bis unten prüft.

„Ist Euer Herr zu Hause?“

„Nein, mein Herr: unser Herr ist mit Mist auf seinen großen Acker gefahren, wo er Kartoffeln angesteckt hat. Er wird erst spät am Abend zurückkommen.“

„Wollen Sie mich dann bei Fräulein Rosa-Maria einführen? . . . Sagen Sie ihr nur, Jemand aus Paris wünsche sie zu sprechen. . . sie weiß dann schon wer.“

Die Magd betrachtete unsern Mann mit noch mehr Neugierde und antwortete: „Mamsell Rös . . . die Tochter unseres Meisters?“

„Ei freilich . . . ist sie auch abwesend?“

„O, glaub's wohl! . . . Aber sie wird nicht sobald zurückkehren.“

„Wie! was soll das heißen?“

„Daß Mamsell Rös nicht mehr hier ist, daß ihr Vater sie nach Paris zu ihren Oheimen geschickt hat...“

„Sie ist nicht mehr im Hause ihres Vaters! Wär' es möglich!“

„Ja, mein Herr: es sind vier Tage, daß Mamsell abgereist ist.“

„Vier Tage... wie, sie ist fort... nach Paris?“

„Ja, mein Herr, zu ihren Oheimen Gogo.“

„Und sie ist allein abgereist, das Fräulein Rosa?“

„O! ihr Vater hat sie bis Fontainebleau begleitet und in den Postwagen nach Corbeil gebracht; hernach wird Mamsell auf die Eisenbahn gefahren sein, es geht jetzt so schnell!“

Leopold ist von dem Gehörten niedergeschmettert. Schon glaubte er den Augenblick gekommen, wo er Rosa-Maria wieder sähe, schon war er glücklich in der Hoffnung, und was man ihm eben sagte, hat ihm das Glück, das er zu kosten hoffte, verscheucht. Er bleibt unbeweglich vor Manon stehen, sein Kopf ist auf seine Brust herabgesunken und er weiß weder was er sagen, noch was er thun soll.

Wie Manon sieht, daß der junge Mann stumm vor ihr stehen bleibt, so ruft sie in einer Weile aus: „Aber, mein Herr, darum können Sie dennoch in unser Haus treten, ausruhen und die Rückkehr unsers Meisters, mit dem Sie sprechen wollten, abwarten.“

„Nein, das ist jetzt unnöthig,“ antwortete Leopold

traurig. „Ich brauche Herrn Hieronymus nicht mehr zu sehen.“

„Ah, das ist etwas Anderes! Der Herr kannte also nur die Mamsell?“

„Ja, das heißt... ich wollte, sie sollte mich ihrem Vater vorstellen, aber da sie nach Paris abgereist ist, so wird sie doch nicht sobald wieder heimkommen.“

„Glaube nicht, Herr; da Mamsell Rös in's Haus ihrer Oheime gegangen ist, so wird sie dort bleiben, dort sich einrichten sollen.“

„Sich einrichten, wie? Soll sie denn einen Mann nehmen?“

„Meiner Treu', Herr, ich weiß das nicht, aber wenn man dort eine gute Partie für sie fände, warum sollte man sie nicht verheirathen, das junge Blut? Sie ist schön genug dazu.“

„Hat ihr Vater sie in dieser Absicht nach Paris geschickt?“

„Wohl möglich; indeß kann ich es Ihnen nicht sagen, aber ich glaube, Mamsell langweilte sich auf dem Dorf und ihr Vater, der sie sehr liebt, hat gedacht, sie würde sich in Paris mehr verlustiren.“

„Ah! sie langweilte sich? Dann wird sie nicht zurückkommen.“

„Im Gegentheil, Herr Hieronymus sagte noch diesen Morgen: „O! sobald ich Nachrichten von meiner Tochter habe und weiß, bei welchem meiner Brüder sie wohnt, werde ich nach Paris abreisen, um sie zu umarmen.““

„Er hat also noch Nichts von ihr erfahren, seitdem sie weg ist?“

„Noch Nichts, mein Herr.“

„Und hat beim Abreisen Fräulein Rosa Nichts gesagt, was man... Nichts hinterlassen für den Fall, daß...“

„Was man... für den Fall, daß!... kann nit verstan, was der Herr meint. Aber, ohne Neugierde gefragt, woher kennt denn der Herr Mamsell Rös? Er ist nie in unser Haus gekommen, also müssen Sie in Fontainebleau bei Frau Dumon ihre Bekanntschaft gemacht haben.“

„Ja, ja, nämlich... ich empfehle mich, Madame; wenn sie zurückkehrte, sollten Sie ihr sagen... doch das ist überflüssig, weil sie nicht zurückkehren wird.“

Und schon war der junge Maler mit eilenden Schritten weit hinweg, die alte Manon in äußerster Neugierde über sich, seinen Stand und die Art und Weise, wie er mit ihres Meisters Tochter Bekanntschaft gemacht hätte, zurücklassend.

Leopold hatte sogleich den Weg nach Paris wieder eingeschlagen, aber in einer ganz verschiedenen Gemüthsstimmung von der, in welcher er diese Reise angetreten. Er kehrte zurück, ohne Rosa-Maria gesehen zu haben und was ihn besonders in Verzweiflung setzte, war, daß er nicht wußte, wo er sie wieder sehen könnte. Und da die Verliebten sich alsbald tausend Qualen in den Kopf setzen, besonders wenn der Gegenstand ihrer Leidenschaft nicht in der Nähe ist, um sie mit einem Lächeln oder einem Worte

zu beruhigen, so dachte er: Sie liebt mich nicht mehr... sie denkt nicht mehr an mich... darum machte sie eine Reise nach Paris. Sie wußte, daß ich auf Besuch zu ihr kommen würde; sie mußte doch wohl denken, daß nur ein unvorhergesehenes Hinderniß mich zurückhalten könnte, daß ich aber dennoch mein Versprechen halten würde... sich entfernen aber, heißt das nicht erklären, daß sie mich nicht wiedersehen will? Hätte sie doch wenigstens mit dieser Magd von mir gesprochen, aber Nichts, keine Silbe! Man sieht ganz erstaunt aus über meinen Besuch, man betrachtet mich mit Mißtrauen! Ha! sie hat niemals von mir geredet. Mit Unrecht hoffte ich, dieses junge Mädchen habe Anhänglichkeit an mich! Sie zog es vor, zu ihrer Belustigung nach Paris zu reisen! Wenn ich ihr dort nur wenigstens begegnen könnte, aber wo?... bei wem?... O! ich bin ein Thor, daß ich sie liebe, ich muß dieses Mädchen vergessen.

Aber sobald er nach Paris kam, war Leopolds erste Sorge gewesen, in Theatern, auf Spazierplätzen und öffentlichen Orten umherzulaufen, in der Hoffnung, Rosa-Maria zu begegnen. Bei allen seinen Bekannten fragte er, ob man die Herren Gogo kenne? und da das junge Mädchen ihm gesagt hatte, einer ihrer Oheime mache Schauspiele, so las er alle Tage, die Gott gab, die Theaterankündigungen durch und suchte unter jedem Stück den Namen Gogo, was ihn auf die Fährte des Verfassers gebracht hätte. Aber Nichts, gar Nichts war ihm ge-

lungen: er hatte Nichts von dem schönen Mädchen des Forstes erfahren und darum war er so traurig, so nachdenkend in seinem Atelier.

In einer Art Nische dieses Gemachs bemerkt man einen großen grünen Vorhang, der oben an eine Art Triangel geheftet und unten mit Bändern an Ringe geknüpft war. Dieser Vorhang verbarg Rosa-Maria's Porträt. Obgleich das junge Mädchen nur in halber Lebensgröße sich darstellte, so war doch ihr Gesicht so sprechend ähnlich, daß Jeder, der sie zuvor gesehen hatte, sie wiedererkennen mußte. Nach seiner Rückkehr von Fontainebleau hat Leopold dieses Gemälde seinem Vater gezeigt und war von diesem wegen seiner richtigen Wahl und treffender Ausführung des Modells gelobt worden. Der junge Maler hatte eine Geschichte erfunden und ausgesagt: er habe das Porträt eines jungen Mädchens, das er oft auf dem Felde sehe, gemacht, ohne daß sie es auch nur ahnte. Hernach aber hatte er den Besuchern seines Ateliers den Anblick der reizenden Züge Rosa-Maria's mißgönnt und das Gemälde unter einem dichten, an beiden untern Ecken zugezogenen Vorhang verborgen. Wenn ihn Kameraden, Freunde oder Dilettanten fragten, was hinter dem Vorhang sei, so antwortete er kurzweg: es sei die erste Skizze eines Gemäldes, das er auszuführen gedente, das er aber nicht sehen lassen wolle, aus Furcht, man möchte ihm seine Idee entwenden. Diese Antwort hielt in der Regel Jeden ab, weiter in ihn zu dringen.

Wenn er aber allein war, wenn er Niemand mehr erwartete, mit welchem Vergnügen zog dann der junge Maler den Vorhang weg, der ihm Rosa-Maria's Züge verbarg, und stellte er sich vor dieses geliebte Bild, das er lange traurig, doch voll Liebe betrachtete! Dann glaubte er noch in dem Forste, noch bei dem jungen Mädchen zu sein: er bildete sich ein, ihre sanfte Stimme säusle an seinem Ohr; er redete zu ihr, als ob sie ihn hören könnte! Dieses Glück war nur eine Täuschung, eine Chimäre, aber einige Augenblicke vergaß er darob seinen Kummer.

Leopold hatte eben den grünen Vorhang weggezogen; er stand in Betrachtung vor dem Bilde Rosa-Maria's und seufzte, bei sich sagend: „Werde ich ihr also niemals begegnen können? Sie ist in Paris; aber was thut sie? Wenn ich nur wenigstens hoffen dürfte, daß sie an mich denkt.“

Ein leises Anklopfen an die Thüre des Ateliers reißt den jungen Maler aus seinen Träumen. Er beeilt sich, den Vorhang zu schließen, ihn sorgfältig anzubinden; dann geht er, die Thüre nach dem Estrich hinaus zu öffnen, deren Schlüssel er immer vorsichtig abzieht, wenn er das Porträt seiner Geliebten ansehen will.

„Ah, es ist Herr Verneſty!“ ruft Leopold, wie er seinen Besucher sieht.

Der Zierbengel, der jetzt im Morgennegligé, aber immer mit Geschmack, mit Sorgfalt gekleidet ist und im Nothfall zu einem Modebild sitzen könnte, tritt in das Atelier mit dem Ausruf: „Wie, mein

theurer Herr Leopold, Sie lassen nicht einmal den Schlüssel in der Thüre ihres Ateliers, damit man, ohne Sie zu stören, eintreten könne? Schon dachte ich, Sie seien nicht zu Hause oder haben ein Modell bei sich, das Sie nicht sehen lassen wollen; man behauptet, die Herren Maler haben bisweilen so hübsche Modelle, daß sie solche den Augen ihrer Kunstgenossen möglichst zu entziehen suchen."

So sprechend hat sich Herr Derneſty auf einen Divan geworfen, wo er es sich auf gut türkisch bequem macht.

"Sie sehen, daß ich mit keinem Modell allein war," sagte Leopold niedersitzend, "aber ich las und wenn ich an einer interessanten Lektüre bin, so mag ich es nicht gern leiden, daß man hier ohne meinen besondern Willen eintrete."

"Also habe ich Sie gestört?"

"Nein; ich hätte sonst nicht geöffnet."

"Sie haben hier sehr hübsche Sachen."

Derneſty zieht seine Lorgnette heraus und mustert das Atelier. Als er den grünen Vorhang bemerkt, ruft er aus: "Was ist denn hinter diesem Vorhang verborgen?"

"O! nichts Interessantes," antwortet Leopold mit gleichgültiger Miene. "Ein leichter, noch nicht einmal vollendeter Umriss... ich mag es nicht sehen lassen, bis ich meine Idee ganz ausgeführt habe."

"Ah so! mein theurer Maler, ich muß Ihnen den Beweggrund, der mich zu Ihnen führt, mittheilen: erstens das Vergnügen, Sie zu sehen, das

versteht sich von selbst; Sie sind ein Talent, ein großes Talent! Und so bescheiden, zu bescheiden! O! Sie sollten diesen Fehler ablegen, ich versichere Sie, er schadet Jedermann, aber am meisten den Künstlern."

"Meinen Sie?"

"Ohne Scherz! Wie Teufels soll man denn in diesem Zeitalter des Ausposaunens, der Puffe, der Anzeigen, der Anschläge aller Art, kurz, um eigentlich zu reden, in einem Zeitalter, wo Jeder sich wie Champagner in die Höhe treiben will, auf Sie aufmerksam werden, Sie kennen lernen, wenn Sie ruhig in ihrer Ecke sitzen bleiben?"

"Ich dachte, das Haupterforderniß, um bekannt zu werden, sei die Verrfertigung guter Werke."

"Wie unschuldig Sie sind! Bei einem Maler setzt mich das in Erstaunen! Alle Wetter! wenn Ihr Ruf gemacht ist, wenn Sie einen berühmten Namen haben, dann seien Sie bescheiden, so lang Sie wollen, das wird Ihnen weitere Complimente eintragen; aber bis dahin schlagen Sie Lärm, Erwall! Stellen Sie sich aus, das führt zum Zweck. Alles Das sagte ich neulich in Betreff Ihrer zu Frau von Armenville, bei der ich das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen; allein schon lange hat man Sie dort nicht mehr gesehen."

"Ich hatte ein Fußleiden, eine lahme Gangader, und dann gehe ich auch wenig in Gesellschaft."

"Abermals mit Unrecht: ein Künstler muß sich in der Welt zeigen. Gott's Bliß! wenn wir uns einmal

besser kennen, will ich Sie aufmarschiren lassen, in Schwung bringen; ich gehe in die glänzendsten Gesellschaften, ich habe die schönsten Bekanntschaften, ich werde Sie überall vorstellen."

Leopold begnügt sich mit einer Verbeugung: die Anträge des Herrn Derneſty scheinen ihn nicht in Versuchung zu führen. Dieser indes, der ganz die Miene und den Ton eines mächtigen Beschützers annimmt, legt sich halb auf den Divan zurück und fährt fort: „Also denn, mein junger Freund, ich nenne Sie so, weil ich wenigstens fünf bis sechs Jahre älter bin und besonders eine große Welt- fahrung besitze: ich will ihr Mäcenat sein und um den Anfang zu machen... a propos vor Allem, man kann hier rauchen, nicht wahr?“

„Ei, gewiß! wünschen Sie Cigarren?“

„Danke, habe Cigaretten, liebe das mehr, lassen Sie mich nur anzünden.“

„Hier sind Zündhölzer.“

„Sehr verbunden.“

Derneſty hat aus seinem Etui eine duftende Cigarette gezogen, die er anzündet und fährt schmauchend fort: „Wir sagten also, um einen Maler in's Renommée zu bringen, müßte man Porträts oder Gemälde bei ihm bestellen... nun sah ich bei Frau von Armenville jene hübsche Landschaft, worin Sie diese Dame und ihre Schwester in halber Lebensgröße darstellten; ich fand das reizend, entzückend: die Gesichter sind vollkommen getroffen, was sehr schwer ist, wenn man nur halbe Lebensgröße nimmt.

Ferner sind die Personen am rechten Platze angebracht: sie vermählen sich schön mit der Landschaft, so daß es nicht mehr bloß zwei Porträts sind, sondern eine kostbare Naturscene, was ich besonders liebe. Ich wünschte nun also das Porträt einer Dame, einer mir sehr lieben Dame, in einem hübschen Feldgrunde, vom Kopf bis zum Fuß, aber in's Kleine gezogen, wie... wie... ei, meiner Treu! ungefähr wie dieser Jüngling dort, hm! es ist doch ein wenig zu klein."

"Wir können etwas Größeres machen," sagte Leopold, "ich verstehe schon, was Sie wollen."

"Ich muß Ihnen gestehen, daß ich einen meiner Freunde, dessen Meinung ich vernehmen wollte, auf diesen Morgen in Ihr Atelier bestellt habe; es kommt Ihnen doch nicht ungelegen?"

"Keineswegs; ist dieser Freund ein Maler?"

"Nein, aber er hat viel Geschmack... er kennt unendlich viele Damen, Modeschönheiten; er könnte Ihnen auch viel Bestellungen verschaffen. Sie kennen ihn vielleicht dem Namen nach: es ist Friedrich Reyval."

"Friedrich Reyval? Nein, ich glaube nicht, ihm je begegnet zu sein."

"Der Nefte des Herrn St. Godibert, eines reichen Banquiers, der schöne Abendgesellschaften gibt und sehr gut auftritt, meiner Treu!"

"Ich kenne ihn eben so wenig."

"Ei, Sie kennen ja gar Niemand! Das heiße ich leben wie ein Bär, wenn man nicht unter die

Leute geht! Aber ich will Sie von diesem Holzweg zurückbringen. Mein lieber Freund, die Dame, welche Sie malen werden, ist reizend: eine Blondine... o, aber von reinem Blond, einem Blond, das weder gelb noch roth ist! Eine Haut hat sie von blendender Weiße, sehr schmachtende, sehr verschwimmende blaue Augen. Ueber den Preis Ihres Gemäldes rede ich nicht mit Ihnen; ich bin nicht der Mann, welcher mit den Künstlern marktet. Pfui! Sie sagen mir, was Sie verlangen, und dabei hat es sein Bewenden."

"O, mein Herr, ich werde Ihre Großmuth nicht mißbrauchen."

"Mein Theurer, das Talent ist unbezahlbar."

"Muß ich in's Haus dieser Dame gehen?"

"Nicht doch, Teufel! das kann nicht sein!... Hieher wird sie kommen... sogar geheimnißvoll wird sie kommen!... Unter uns: es ist eine Leidenschaft, die geheim bleiben muß... Sie verstehen!... Uebrigens werde ich Ihnen nächster Tage die ganze Geschichte erzählen."

"Ich verlange kein Vertrauen von Ihnen, mein Herr, und versichere Sie zum Voraus, daß ich fremde Geheimnisse zu achten weiß."

"Ja, aber unter Junggesellen erzählt man einander solche Dinge... wenn nur die Ehemänner Nichts erfahren!... Ach, ach, die armen Ehemänner! Ich kenne eine Dame, welche den ihrigen Hampelmann nennt: diese Dame ist gleichfalls sehr niedlich, und wenn ich nicht mehr in meine Blondine

verliebt bin, werde ich mein Augenmerk auf sie richten."

Ein leises Klopfen an der Thüre des Ateliers unterbricht den Schwäger.

"Herein!" ruft Leopold, "der Schlüssel eckt."

"Ohne Zweifel ist es Friedrich," antwortet Derneſty.

Anstatt Friedrichs tritt eine Haushälterin in das Atelier. Bei ihrem Anblick steht der junge Maler schnell auf und sagt: "Ihr seid es, Cathrine? Sollte mein Vater unwohl sein?"

"Nein, Herr, aber ein alter Freund Ihres Herrn Vaters ist bei uns, der Sie gerne sprechen möchte und nicht so weit hinaufsteigen kann, weil er die Gicht hat. Der Herr läßt fragen, ob Sie nicht einen Augenblick kommen könnten?"

"Mein Vater wohnt hier in der Nähe, in der Straße Saint-George. Erlauben Sie mir, dorthin zu gehen? . . . Ich werde nicht lange wegbleiben," sagte Leopold, zu Derneſty gewendet.

"Gehen Sie, mein junger Künstler, gehen Sie, geniren Sie sich nicht. . . ich habe keine Eile; meine Tasche ist voll von Cigaretten! . . . Aber Sie erlauben mir, hier meinen Freund zu erwarten, dem ich ein Stelldichein gegeben."

"Gewiß, mein Herr. . . ich wiederhole, daß ich mich beeilen werde."

"Noch ein Mal, lassen Sie sich Zeit! . . . Ich befinde mich sehr gut auf diesem Divan. Ich bitte Sie, Ihre Geschäfte abzumachen, als ob ich nicht hier wäre."

Leopold nimmt seinen Hut, zieht einen Rock statt seiner Atelierblouse an und geht dann, nachdem er Derneſty gegrüßt, mit der Haushälterin weg.

Der Bierbengel nimmt eine neue Cigarette aus seinem Etui, die er anzündet und in den Mund ſteckt. Er legt ſich beinahe in ganzer Länge auf den Divan, läßt dann ſeine Augen in dem Atelier umherlaufen und murmelt: „Es iſt ſehr gemein hier . . . keine Eleganz, keine Comforts! Talent haben und doch nicht reich zu werden verſtehen, welche Dummheit! Der arme Junge hat, glaube ich, all ſeinen Geiſt in ſeinem Pinſel . . . aber er wird mir ein köſtliches Porträt von Clementinen machen . . . hi, hi! ich muß lachen! Wenn Friedrich wüßte, daß ich ſeine Tante malen laſſen will, wiewohl ich glaube, daß ihm wenig daran liegt, ob ſein Oheim Hörner trägt . . . und er ſeinerſeits hat Madame Marmodin ſtark auf dem Korn . . . ſie iſt niedlich . . . hm! man kann ſich mit ſo Etwas ſchon amuſiren, in Erwartung, bis Betteſeres kommt. Aber auf andere Eroberungen muß man ſein Abſehen nehmen!“

Laute Stimmen, ſchallendes Gelächter von der Treppe her ziehen die Aufmerkſamkeit Derneſty's auf ſich, welcher lauſcht und dann fortfährt: „Wer kommt denn mit Friedrich? Ich höre ſeine Stimme und noch andere, die mir nicht fremd ſind! . . . Holla, he, ihr Herren: hieher, die mittlere Thüre aufgemacht und herein!“

Die Thüre des Ateliers geht auf und Friedrich mit ſeinem Better Julian und ſeinem Freund Richard

tritt ein. Aus dem lärmenden Betragen dieser Herren ist leicht zu errathen, daß sie sich beim Gabelfrühstück den Durst hinlänglich gelöscht haben.

Wie Friedrich des auf dem Divan ausgestreckten Derneſty's gewahr wird, fängt er zu lachen an, Derneſty thut ein Gleiches und ſagt endlich: „Ich erwartete nur Einen, und ſie kommen zu Dreien! Nicht übel das.“

„Mir däucht, es iſt beſſer als gar nicht kommen.“

„Peſt! meine Jungen, ihr habt gelebt, ſo viel ich ſehe... aus welcher Reſtauration kommt ihr her?“

„Café de Paris.“

„Nicht übel! Wer zahlte?“

„Meiner Treu'! ich glaubte einen Augenblick: Niemand. Ich hatte Julian und Richard eingeladen, aber im Augenblick, wo ich die Rechnung zahlen wollte, bemerkte ich, daß meine Börſe leer iſt: ich hatte geſtern Abend Alles im Whiſt verloren... wir ſpielten ziemlich theuer. Da ſagte ich bei mir ſelber: „Ich bin ein ſauberer Kerl!“ Denn im Vertrauen auf mich konnten dieſe Herren gleichfalls in meiner Lage ſein. Doch durch eine Fügung der Vorſehung fand es ſich, daß Julian Geld hatte!... Das nenne ich einen köſtlichen Vetter! Aber er iſt ſtark im Zuge, dieſer Schelm von Julian!... Vor ſeinen Eltern ſpielt er den Heiligen, doch fange ich zu bemerken an, daß er nicht mehr werth iſt als wir.“

„Wo Teufels haſt Du uns denn da hingeführt, Friedrich?“ fragte Richard, in einen alten Lehnſtuhl fallend.

„Auf Ehre, meine Herren, ich weiß es selbst nicht; Derneſty hatte mich hieher beſtellt und ich ſagte nur: ‚Gehen wir Alle zuſammen, das wird heiterer ſein.‘

„Ah, welche hübsche Gruppe!“ ruft der junge Julian aus, indem er von einem kleinen Bild: die badenden Mädchen, ſtehen bleibt. Das iſt entzückend! ... Welches Fleiſch, welches Colorit!“

„Schön, schön! Julian hält ſich vor Nacktheiten auf,“ ſagte Friedrich, Derneſty's Beine herunterschiebend, um gleichfalls auf den Divan ſich ſetzen zu können. „Kleiner Better, ſehen Sie ſolche Dinge nicht an, ſchlagen Sie die Augen nieder: Sie könnten auf ſündhafte Gedanken gerathen.“

„Wir ſind alſo in dem Atelier eines Malers?“ fiel Richard ein, indem er umherblickte.

„Ah! ihr Herren, Richard fängt zu merken an, daß er im Zimmer eines Malers iſt: viel von ihm! Bis jetzt hatte er ohne Zweifel geglaubt, bei einem Weinzäpfer zu ſein!“

„Meiner Treu', das wäre mir lieber geweſen.“

„Und wo iſt denn der Hausherr?“

„Er wird gleich kommen. Da er einen Augenblick ausgehen mußte, hat er mir ſein Atelier überlaſſen ... ſehet, dort in dem Kiſtchen ... neben der Büſte Belifars ... gibt es Cigarren.“

„Ei, wenn es hier nur auch Modelle gäbe!“ murmelte der junge Julian, „zum Beiſpiel die, welche zu dieſen badenden Mädchen geſeſſen.“

„Und in dieſem Coſtüm, gelt? Wahrhaftig, mein Better iſt ein kleiner Roué.“

„Und diese Venus . . . sehen Sie doch, Richard!“  
Richard steht auf und prüft mit dem jungen St. Godibert alle Bilder im Atelier. Derneſty und Friedrich dehnen ſich rauchend auf dem Divan.

Bei dem grünen Vorhang angelangt, ruft Richard aus: „Was iſt denn dahinter?“

„Ein unvollendeter Entwurf, ſo viel mir der Maler ſagte.“

„Gut! Aber warum hat er ihn denn ſo ſorgfältig verborgen?“

„Künſtlereitelkeit! Er will das nicht ſehen laſſen, bevor es vollendet iſt.“

„Hm! . . . das ſcheint mir ſeltſam.“

„Ich,“ verſetzte der junge Julian, „ich denke mir, dahinter ſteckt ein Gemälde . . . etwas ſehr Kühnes . . . von der Art, die er nicht allen Blicken ausſetzen will, um keuſche Augen nicht zu verletzen; er hat den Vorhang unten ſogar mit Bändern angeknüpft, damit ihn ja der Wind nicht lüſte.“

„Zedenfalls,“ ſagte Friedrich aufſtehend, „muß etwas Interessantes dahinterſtecken. Dieſer Vorhang da hat Gleichartigkeit mit einem Behältniß Blaubarts.“

„Donnerwetter! wir wollen doch ſehen, was daran iſt!“ rief Richard, indem er den Knoten zu löſen begann.

„Sei's drum, meine Herren, thut, was ihr wollt,“ ſagte Derneſty, „mir iſt's einerlei . . . aber wenn der Maler ſich darob ärgert?“

„Man ſcheert ſich auch um den Maler nichts,“

antwortete Richard, „und um dieß zu beweisen... ist der Vorhang offen.“

Mit diesen Worten riß der junge Mann heftig am Vorhang und das hinter demselben befindliche Gemälde hing offen da.

Beim Anblick dieser auf einem Baumstamme in einem düstern Walde sitzenden Jungfrau bleiben die jungen Männer, welche alle Biere vor das Gemälde getreten waren, in stummer Bewunderung stehen.

„Welche reizende Creatur!“ ruft Verneſty, „wahrlich, Richard, Sie hatten recht, den Vorhang wegzuziehen... schwerlich kann man einen schöneren Kopf finden: wenn das Natur ist, so muß ich das Original entdecken.“

„Ob es existirt!“ sagte Richard, das Porträt immer noch betrachtend; „ja, gewiß, dieses junge Mädchen existirt... o, ich kenne sie jetzt genau... sie ist sogar sehr gut getroffen.“

„Auch ich kenne sie, diese reizende Person,“ sagte Friedrich; „sicherlich habe ich dieses Gesicht schon gesehen.“

„Ich gleichfalls,“ sagte Julian; „es fiel mir so gleich auf... aber wo habe ich es denn gesehen?“

„Auf der Eisenbahn, als wir von Orleans zurückkamen,“ sagte Richard; „es ist die junge Person, welche neben Ihnen saß, Julian.“

„Ach ja, ja, so ist es!“

„Dieselbe, welcher ich nachgegangen wäre ohne meine empfindsame Irma,“ sagte Friedrich.

„Wie, meine Herren, Ihr kennet alle Drei dieses hübsche Mädchen?“ ruft Verneſty. „Ei! ich will aber gleichfalls ihre Bekanntschaft machen, ich... nach ihrem Porträt zu urtheilen, muß es wenigstens ein Rosenmädchen sein.“

„O ja! Nach Richards Ansicht gibt das ein hübsches Rosenmädchen ab,“ sagte Friedrich.

In diesem Augenblick geht die Thüre des Ateliers rasch auf und der junge Maler steht bald seinen Besuchern gegenüber.

Bei Leopolds Anblick sind die jungen Männer einen Augenblick verdußt; Verneſty hat sich inzwischen wieder auf den Divan ausgestreckt und die drei Andern begrüßen den Künstler, der dieß erwidert und die Augen noch nicht auf den grünen Vorhang geworfen hat.

„Ich hatte Ihnen einen Dilettanten angekündigt und da sind ihrer Viere,“ sagte Verneſty. „Sie sehen, Herr Leopold, daß ich mehr halte als ich verspreche.“

„Ueberfluß schadet nicht,“ murmelte Richard vor sich hin.

Leopold will eben einige höfliche Worte erwidern, als er den Kopf wendet und das enthüllte Porträt Rosa-Mariens bemerkt. Als bald erblaßt sein Angesicht, seine Wimpern ziehen sich zusammen; von der Artigkeit springt seine Physiognomie in Ernst und Strenge um, er sieht nacheinander Alle an, die ihn umstehen und grollt die Worte heraus: „Warum hat man diesen Vorhang weggezogen?... Ich hatte ihn doch zu sorgfältig verschlossen, als daß mein

Wunsch, das Gemälde nicht sehen zu lassen, hätte zweifelhaft bleiben können."

"Verzeihen Sie diesen jungen Thoren," sagte Dernefly, "sie sind es, die den Schleier lüfteten: der Teufel der Neugierde trieb sie. Ach! mein lieber Freund, wenn die Männer einmal neugierig werden, so sind sie es so arg als die Weiber. Aber im Ganzen genommen dürfen Sie nicht bedauern, daß man dieses geheimnißvolle Gemälde gesehen hat, denn es ist entzückend und es möchte schwer sein, ein lieblicheres, reizenderes Mädchenbild als dieses da aufzufinden."

Leopolds Gesicht klärte sich ein wenig auf; er antwortete: "Dies junge Mädchen scheint Ihnen hübsch, nicht wahr?"

"Nur hübsch? O, sagen Sie: anbetungswürdig, entzückend!"

"Und das Beste daran ist die vollkommene Aehnlichkeit des Bildes," sagte Richard.

Leopold sieht Richard mit erstauntem Blicke an. Friedrich fällt ein: "Ja, dies Porträt ist nicht geschmeichelt: das Original ist eben so herrlich."

"Ach! das Original ist eines der reizendsten Wesen, die existiren!" ruft Julian, indem er das Bildniß des jungen Mädchens mit den Augen verschlingt.

Leopold wird über das, was er hört, mehr und mehr erstaunt; er läßt seine Blicke von dem einen zum andern der drei jungen Männer laufen, als wollte er in ihren Gedanken lesen, dann stammelt er mit einer durch seine Gemüthsbewegung angegriffenen

Stimme: „Wie, meine Herren, sollten Sie zufällig das Original dieses Porträts kennen?“

„Ja, wir kennen es,“ antwortet Richard mit einem suffisanten Lächeln.

„Ich habe allen Grund, zu glauben, daß Sie im Irrthum sind, meine Herren,“ entgegnet Leopold. „Das junge Mädchen, dessen Züge ich auf diesem Gemälde dargestellt habe, ist nicht von Paris, sie kommt nicht in die große Welt: sie wohnte mit ihrem Vater auf einem Dorf. Unmöglich können Sie sie gekannt haben.“

„Verzeihung, Herr Künstler,“ sagte Richard spöttisch; „Alles, was Sie da gesagt haben, verhindert nicht, daß dieses hübsche Töchterlein zu unserer Bekanntschaft gehöre und besonders zu der meinigen, denn, was diese beiden Herren betrifft, so führen sie zwar ein Mal mit ihr zusammen, aber weiter Nichts; bei mir, o, da ist der Fall ganz anders.“

Der junge Maler wirft auf Richard einen Blick voll Eifersucht und Zorn; da er jedoch die Häßlichkeit dieses Herrn und den widerwärtigen Ausdruck seiner Physiognomie gewahr wird, so schämt er sich beinahe, denselben nur einen Augenblick für seinen Nebenbuhler gehalten zu haben, zwingt sich zur Kaltblütigkeit und erwiedert: „Und doch, meine Herren, bin ich immer noch überzeugt, daß ein Mißverständniß obwaltet: oft gleichen viele Gesichter einem Porträt.“

„Ja,“ ruft der junge Julian, „aber nicht oft begegnet man einer Schönheit wie diese da. Ah!

finde ich sie jemals wieder, so soll sie mir nicht mehr entgehen."

Leopold beißt sich in die Lippen und schleudert einen Glutblick auf den Jüngling, der eben gesprochen; da er jedoch dessen weintrübe Augen, purpurrothe Wangen und völlig disolutes Wesen bemerkt, sucht er zu lächeln und sagt: „Ich glaube, diese Herren haben gut gefrühstückt; im gegenwärtigen Augenblick haben sie ihre Vernunft nicht ganz bei einander und sehen ohne Zweifel Aehnlichkeiten, welche nur in ihrer Einbildungskraft bestehen.“

„Was soll das heißen, mein Herr?“ ruft Friedrich; „behaupten Sie, wir seien betrunken? Noch einmal, wir kennen dieses junge Mädchen, wir wissen das gewiß.“

„Ei! meine Herren,“ sagte Derneſty, der sich wieder auf den Divan gelehnt hat, „ihr werdet euch doch nicht ereifern, nicht zanken wollen, warum denn?... Aber zum Teufel! so suchet euch doch zuvor gegen einander zu erklären! Ich meinerseits versichere, daß ich der auf diesem Gemälde dargestellten Person niemals begegnet bin. Meine drei Freunde behaupten, sie zu kennen; Sie, mein theurer Leopold, versichern, daß sich dieselben täuschen. Meines Erachtens ist leicht herauszubringen, wer recht hat. Sagen Sie uns, wer das junge Mädchen ist, das Sie gemalt haben, diese Herren werden dann sagen, wo sie ihm begegnet sind, und wir entscheiden, ob das paßt.“

Leopold schwankt einen Augenblick, dann antwortet

er: „Wenn ich diesen Herren sagte, wer das junge Mädchen ist, so würde ich ihnen vielleicht erst offenbaren, was sie nicht wissen, was sie zu wissen wünschen; sie können sofort von Neuem versichern, daß sie dasselbe kennen und ich werde doch nicht davon überzeugt werden. Alles, was ich sagen kann, ist, daß die Person, deren Züge ich auf diesem Tuche wiederzugeben suchte, in einem Dorf nicht weit von Fontainebleau wohnt oder gewohnt hat... in dem Walde, der die Stadt umgibt, hatte ich das Glück, ihr zu begegnen und, meine Herren, wenn ihr nur einigermaßen den Wald von Fontainebleau kennt, so müßet ihr auch diese wild romantische Gegend, diese Felsen, diese halbtausendjährige Eichen wieder kennen. Das Alles habe ich nach der Natur an Ort und Stelle gezeichnet, ich habe dieses junge Mädchen in dem Walde gemalt und...“

Das Geräusch einer umfallenden Staffelei unterbricht Leopold; er wendet sich um und sieht den jungen Julian, dessen Gesicht todtenblaß geworden ist, wie er sich plötzlich an der Staffelei hält, welche dadurch umstürzte.

„Der Herr scheint unwohl!“ ruft Leopold. Als bald eilen Friedrich, Richard und Derneſty auf den sichtlich wankenden Julian zu und führen ihn auf den Divan. Leopold öffnet schnell ein Fenster und bringt ein Glas Wasser.

„Was Teufels hast Du denn?“ sagt Derneſty.

„Offenbar ist ihm das Frühstück übel bekommen,“ sagt Friedrich, „er hat sich zu viel zugemuthet; er wollte es mit uns aufnehmen.“

„Ja,“ spöttelt Richard, „wenn man es doch gar nicht gewohnt ist! O, welche Weibernatur! Ich, wenn ich den ganzen Tag frühstückte, würde nie unwohl.“

„Hier, mein Herr,“ sagte Leopold, „wollen Sie ein Glas Wasser trinken? Wünschen Sie Zucker darein?“

Julian wirft unsichere, bekümmerte Blicke um sich, dann ringt sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust los; er weist das ihm von Leopold angebotene Glas zurück und stammelt: „Danke Ihnen... ich will Nichts... ich brauche Nichts... es ist ein Schwindel, der mich anwandelte... wird bald vorüber sein... ist schon vorbei.“

„Sie sind aber doch sehr blaß!“

„Macht Nichts, ich fühle mich besser, es kommt vielleicht von meinem Frühstück her, doch ist es schon vorüber.“

„Also abgemacht mit diesem armen Gast,“ nimmt Richard wieder das Wort. „Rehren wir zu dem Gegenstand unserer Unterhaltung zurück! Hätte ich je an der Identität unserer Person mit der des Herrn Leopold zweifeln können, so wäre ich jetzt nach seinen Aufschlüssen jedenfalls meiner Sache gewiß. Ihr junges Mädchen wohnt in der Gegend von Fontainebleau; gerade diese, die wir kennen, ist mit uns in Corbeil auf die Eisenbahn gefessen und bei Fontainebleau abgestiegen.“

„Das ist wahr,“ sagte Friedrich.

Julian blieb stumm; er scheint noch nicht ganz hergestellt.

Der junge Maler ruft mit lebhafter Bewegung aus: „Und wann das, meine Herren? Wie lange ist es, daß Sie ihr auf der Eisenbahn begegneten?“

„Etwa drei Wochen,“ antwortet Friedrich.

„Ja,“ sagt Richard, „es war gestern just drei Wochen.“

Leopold weiß nichts mehr zu erwiedern; er denkt nach, er zögert, zu glauben, daß diese Herren Rosa-Maria kennen.

Gleich darauf dreht sich Richard auf der Ferse um und fährt fort: „Ei, mein Gott! der Herr scheint dem Allen eine Wichtigkeit, die ich gar nicht verstehe, beizulegen, um so weniger verstehe, da es sich um eine kleine Landläuferin wie dieses Mädchen da handelt.“

Leopold tritt auf Richard zu, indem er ausruft: „Mein Herr! ziehen Sie dieses Wort, das Sie eben in den Mund genommen, zurück, ziehen Sie es auf der Stelle zurück oder Sie zahlen es mit Ihrem Leben, denn Sie haben die reinste Tugend beschimpft!“

„Ich werde gar Nichts zurückziehen!“ antwortet Richard. „Ich weiß, was ich sage: ich kenne Ihre reinste Tugend, Ihr Modell.“

„Sie hat die Nacht nach ihrer Ankunft in seinem Zimmer zugebracht,“ fiel Friedrich ein, „sie ist mehrere Tage bei ihm geblieben, nicht wahr, Richard? Wenigstens hast Du Dich dessen gerühmt.“

„Ja, ja, ja!“ stimmt Richard bei, den Kopf zurückwerfend. „Es thut mir leid, junger Künstler, wenn Sie das quält... aber besessen habe ich Ihre Maitresse: es ist eine reizende Person.“

„Sie lügen, mein Herr, Sie lügen!“ schreit Leopold, indem er die Hand gegen Richard aufhebt. Aber Derneſty hält ihm den Arm und ſagt: „Pfui! meine Herren, keine Thätlichkeiten! Ich bitte, iſt Jemand beleidigt, eine Dame mit Unrecht angeklagt, wohl an, ſo ſchlägt man ſich, man zieht den Degen, oder ladet das Piſtol; aber auf Boren und Holzen halte ich meinerſeits nichts. Uebrigens nochmals: bevor man ſich umbringt, verlange ich, daß man ſich genau verſtändige. Herr Leopold behauptet, ſein hübsches Modell ſei auch ein Tugendmuſter; Richard verſichert, es ſei eines jener Dämchen, wie man ſo viele ſieht; vorerſt alſo ſollte man gewiß wiſſen, daß Beide von einer und derſelben reden.“

„Da ich kein Geheimniß aus meiner Eroberung mache,“ ſagte Richard, „ſo erzähle ich recht gern Alles, was ich über die Kleine weiß: der Herr Künſtler mag dann urtheilen, ob ich gut unterrichtet bin und ob es ſein Modell iſt. Das junge Mädchen, dem wir, Friedrich, Julian und ich, auf der Eiſenbahn begegnet ſind, war allein, hatte keinen Begleiter. Als ſie aus dem Bahnhof ging, folgte ich ihr und knüpfte ſchnell ein Geſpräch an. Anfänglich zierte ſie ſich ein wenig, doch man kennt das ſchon: Niemand läßt ſich dadurch abſchrecken. Dieſe Kleine ſagte mir, ſie komme nach Paris, um ihre Oheime zu beſuchen, welche... kann ich mich doch auf den drolligen Namen kaum beſinnen... Gogo, ja wahrhaftig, ſo iſt's, Gogo, Nicolaus und Eustachius Gogo heißen.“

„Sie hat Ihnen das gesagt?“ flottert Leopold, indem er seinerseits todtesblaß wird. „Ach, mein Gott, es wäre also wahr?“

„Gogo!“ sagte Friedrich leise, indem er zu seinem Vetter trat; „hörst Du, Julian?“

Julian, der seit seinem Uebelbefinden noch immer düster und niedergeschlagen aussieht, nickt mit dem Kopf und stammelt: „Ja, ich hörte wohl.“

Richard fährt fort: „Dieses junge Mädchen sagte mir also, sie sei aus einem Dorfe in der Gegend von Fontainebleau, aus Avon, glaube ich, ja, Avon, jetzt erinnere ich mich deutlich, sie heiße Rosa... und Etwas dazu.“

„Fahren Sie fort, mein Herr, ich bitte Sie darum,“ sagt Leopold athemlos.

„Sie erzählte mir also, daß ihr Vater sie nach Paris zu ihren Oheimen schicke, die sie nicht kenne, deren Adresse sie jedoch habe. Ich begleite sie, sie läßt mich weit gehen: vom Jardin des Plantes in die Straße St. Lazare. Du weißt, Friedrich, daß ich Dir vorigen Abend im Hause Deines Onkels St. Gobibert sagte, daß meine Eroberung mich zuerst in das Haus, wo er jetzt wohnt, geführt habe. Hier fragt sie nach ihrem Oheim Gogo: der Thürhüter schickt sie weg, indem er ihr antwortet, von diesem Namen wisse er Nichts. Mein Jüngferchen kommt mit trostloser Miene zu mir zurück; dann macht sie sich auf den Weg, den andern Onkel aufzusuchen; dieser sollte in der Straße Vendôme au marais wohnen, abermals eine schöne Strecke! Hier gibt es ebensowenig

einen Gogo als in der Straße St. Lazare. Die Kleine wird abermals trostlos oder stellt sie sich so, denn die Herren begreifen, daß ich die Geschichte mit den Oheimen unwahrscheinlich zu finden anfing.“

„So kommen Sie doch zu Ende, mein Herr.“

„Ei, mein Gott, nur eine Minute, junger Künstler... Sie sind auch gar zu unartig. Ich, der die Frauen kennt, denke bei mir: die Kleine hat mich anlaufen lassen, nie hatte sie einen Oheim in Paris.“

„Sie log nicht, mein Herr, sie hatte Ihnen die Wahrheit gesagt: sie hat zwei Oheime und diese sind hier in der Stadt.“

„Ah, ah,“ nimmt Richard, indem er Leopold scharf ansieht, wieder das Wort: „Sie sehen also jetzt ein, daß ich mich nicht täuschte und das Original zu diesem Porträt kenne?“

„In der That, mein Herr, das junge Mädchen, welches ich malte, ist aus dem Dorfe Avon; ihr Vater, ein Landwirth, heißt Hieronymus Gogo und hat vor Kurzem seine Tochter nach Paris geschickt, wo er zwei reiche Brüder hat und wo er hoffte, daß seine Tochter glücklich sein würde.“

„Alle Wetter, ich denke, jetzt klappt Alles.“

„Die arme Kleine, es ist unsere Base,“ sagt Friedrich bei sich. Dann sieht er Julian nochmals an und dieser bedeutet ihm, daß er ihn verstanden habe.

„Nun denn, mein Herr, was that Rosa-Maria, als sie die Wohnung keines ihrer Oheime fand?“ fragt Leopold ungeduldig.

„Rosa = Maria, richtig, ja, das ist der Name oder vielmehr die Namen der Brünette . . . was sie that, mein Herr? Sie begreifen, daß sie sehr in Verlegenheit war: es war Nacht geworden, sie kannte Paris nicht und wußte nicht wohin; aber ich war da, ich . . .“

„Sie hätten dieses junge Mädchen beschützen sollen, Sie hätten es vor Rohheit und Schmach sicher stellen sollen: das war ihre Pflicht.“

„Ha, ha, ha! Sie sind in der That entzückend mit Ihren Pflichten. Meine Pflicht war, eine Gelegenheit, die mir eine reizende Eroberung darbot, zu benützen, und ich habe meine Pflicht erfüllt. Zuerst habe ich meiner Heldin ein Nachtessen angeboten und sie nahm es an . . .“

„Sie hat eingewilligt, mit Ihnen zu Nacht zu speisen? mit Ihnen allein?“

„Ja, mein Herr, ja, mit mir allein; wir saßen lange beisammen. Sie können sich denken, daß ich bei einer Flasche Champagner meine Liebe erklärte. Als wir aus dem Gasthause traten, war es sehr spät; ich sagte zu der Kleinen: ich werde Sie in das Haus meiner Tante führen . . . ich führte sie in meine Wohnung und ein Mal bei mir . . . heiliger Antonius! da hat sie es gemacht wie die Andern: sie hat sich berichten lassen.“

Der junge Maler verbirgt sein Gesicht mit beiden Händen und bleibt voll Schaam über das Gehörte einige Augenblicke regungslos wie niedergeschmettert. Doch plötzlich hebt er stolz die Stirne, geht gerade

auf Richard zu, faßt ihn am Arm, den er kräftig schüttelt, und raunt ihm zu: „Also ist sie bei Ihnen? ist jetzt Ihre Maitresse?“

„Nein, mein Herr, sie ist nicht mehr in meinem Hause: drei Tage hat sie bei mir gewohnt, aber ich habe ein unbeständiges Temperament und sie ihrerseits liebt ohne Zweifel die Veränderung gleichfalls. Meiner Treu', am dritten Tage, als ich in meine Wohnung zurückkehrte, fand ich die hübsche Reisende nicht mehr; seitdem ist sie nicht mehr zurückgekehrt und ich gestehe, daß ich sie nicht gesucht habe.“

„Mein Herr, was Sie so eben von diesem jungen Mädchen gesagt haben, ist abscheulich; wenn es sich so verhält, so verdient sie nur noch meine Verachtung; aber wenn es sich nicht so verhielte, wenn Sie eine schändliche Verläumdung begangen hätten! ha, so schwöre ich, mein Herr, alle Tropfen Ihres Blutes reichten kaum hin, um sie zu rächen! Ich bin es, der das auf sich nehmen würde... doch, mein Herr, wenn Sie mich nur quälen, sich nur einen Spaß mit meiner Herzensqual machen wollten, so gestehen Sie es jetzt, erklären Sie, daß Rosa stets rechtschaffen, gesittet war und ich verzeihe Ihnen jetzt noch, was Sie geredet.“

„Ah, ah, wie drollig doch der Herr ist... er kann es nicht verwinden, daß seine Maitresse ihn angeführt hat; als ob das etwas so Seltenes wäre.“

„Rosa-Maria war nicht meine Maitresse, mein Herr; nur der Zufall führte mich mit ihr zusammen, als ich Ansichten im Wald von Fontainebleau auf-

nahm. Ihre anständige Miene, ihre Herzensreinheit, ihr rechtschaffenenes Wesen, ihre Art, sich auszudrücken, kurz, Alles hatte mich zu ihren Gunsten eingenommen und nachdem ich einige Mal mit ihr geredet, war meine gute Meinung von ihr nur noch bestärkt worden.“

„Und sie hat Ihnen stets mit Unschuld als Modell gedient?“

„Ja, mein Herr: sie hat gestattet, daß ich ihr reizendes Gesicht auf der Leinwand wiedergebe; was sollte Schlimmes daran sein?“

„Und ihr waret Beide allein in dem Walde?“

„Allein, und niemals hatte ich den Gedanken, mein Glück zu mißbrauchen, niemals hat mein Mund ein Wort ausgesprochen, das eine Röthe auf Rosa-Maria's Stirne hätte treiben können.“

„Dann sind Sie ein junger Mann, wie man wenige sieht.“

„Nein, mein Herr; aber ich liebte dieses junge Mädchen und achtete sie wegen ihrer Reinheit, denn für mich war sie ein Engel von Unschuld, von Tugend, und jetzt noch, ja, mein Herr, jetzt noch kann ich nicht glauben, daß sie so tief gefallen, wie Sie behaupten: ein anständiges, tugendhaftes und verständiges Kind wird nicht in einem Tage ein Freudenmädchen. O, aber ich werde Rosa wiederfinden, ich werde die Wahrheit erfahren und dann werde ich auch Sie wiederfinden; diese Herren mögen unsere Zeugen sein.“

„Ganz recht, mein Herr, Sie können mich finden,

wann Sie wollen: Richard, Straße Montholon, 26; ich verstecke mich nicht. Was Ihr Jüngferchen anbe-  
trifft, so behaupteten Sie so eben noch, es sei un-  
möglich, daß wir sie kennen und doch habe ich Ihnen  
das Gegentheil bewiesen. Donner und Hagel! wenn  
Sie sie wiederfinden, wird sie läugnen, daß ich ihr  
Geliebter gewesen; die Weiber läugnen dergleichen  
Spässe immer."

"Sie soll mir ihre Unschuld beweisen, mein Herr,  
und dann werde ich Sie auffuchen."

"Mein Herr," sagt Friedrich, zu Leopold tretend  
und ihm die Hand reichend, „ich kannte Sie nicht,  
aber was Sie in diesem Augenblicke thun, genügt,  
um bei mir das Verlangen nach Ihrer Freundschaft  
zu erwecken. Ich bin ein leichtsinniger, toller Mensch,  
aber nie würde ich es mir begeben lassen, ein Frauen-  
zimmer zu lästern, mich des Genusses ihrer Gunst,  
die ich nicht erhalten hätte, zu rühmen; so betrügt  
sich nur ein Elender, ein Niederträchtiger. Ich klage  
Richard nicht an, ich sage nicht, daß er das gethan  
hat, aber eben so glühend wie Sie wünsche ich  
dieses junge Mädchen aufzufinden; ich habe Gründe  
dazu, welche ich Ihnen in diesem Augenblick nicht  
anvertrauen kann, die Sie aber später billigen wer-  
den. Rechnen Sie also auf meine Unterstützung in  
Ihren etwaigen Nachforschungen und seien Sie über-  
zeugt, daß ich Alles, was ich über Rosa-Maria's  
Schicksal erfahre, Ihnen mittheilen werde."

Leopold sieht Friedrich mit Erstaunen an, aber  
bestochen durch den aufrichtigen Ausdruck seiner Phy-

siognomie so wie durch seine ehrenhaften Worte nimmt er die ihm dargebotene Hand, drückt sie und spricht: „Danke, mein Herr, wenn Alles sich zur Unterdrückung eines armen Mädchens zu verschwören scheint, so ist es nicht mehr als billig, daß sie an uns Bertheidiger finde.“

Herr Richard, ganz überrascht über Friedrichs Handlung und Rede, macht ein ziemlich einfältiges Gesicht und scheint viel von seiner Zuversicht verloren zu haben. Derneffy steht mit dem Ausruf aus: „Die Sache scheint sich zu verwickeln und da sie mir jetzt ganz unbegreiflich wird, so verlange ich Vertagung bis auf weitere Anzeigen. Und jetzt, meine Herren, brechen wir auf, denn lange schon belagern wir das Atelier dieses Herrn.“

Leopold grüßt auf eine Weise, welche Niemand zum Dableiben auffordert. Richard, dem Nichts mehr am Herzen liegt, als wegzukommen, ist der Erste vor der Thüre; Julian folgt ihm und Friedrich thut dergleichen, nachdem er dem jungen Maler noch ein Mal die Hand gedrückt; Derneffy endlich geht gleichfalls auf die Thüre zu, jedoch nicht, ohne Rosa-Maria's Porträt noch ein Mal zu betrachten und beizufügen: „Ich weiß nicht, was sie gethan hat, aber das steht fest, daß sie reizend ist.“

Als die vier jungen Männer sich auf der Straße befinden, sagt Richard zu Friedrich: „Könnte ich erfahren, welcher Gedanke Dir durch den Kopf schoß und warum Du gleichfalls Dich zum Ritter dieses jungen Mädchens aufwarfst, das der Maler da zu seinem Modell gebraucht hat?“

„Nein, Du kannst es jetzt nicht erfahren,“ antwortet Friedrich. „Es ist ein Geheimniß, das ich Dir nicht anvertrauen mag, aber ich wiederhole Dir, Richard, wenn Du gelogen, wenn Du diese arme Kleine verläumdert hast, o, dann nimm Deine Ohren in Acht. Adieu, ihr Herren, ich habe Julian einige Worte zu sagen und entferne mich mit ihm.“

Damit steckt Friedrich seinen Arm unter den seines Betters und zieht ihn fort; Richard und Derneſty bleiben, ganz erstarrt über sein Betragen, zurück.

Als er nicht mehr von seinen Freunden gehört werden konnte, sagt Friedrich zu Julian: „Allem nach, was wir eben von diesem jungen Mädchen von der Eisenbahn erfuhren, ist sie ganz unzweifelhaft unsere Base. Richard und Derneſty können es nicht vermuthen; sie wissen nicht, daß Dein Vater und sein Bruder, der Mann von Geist, wie man ihn zu schelten beliebt, Gogo hießen, ehe sie sich St. Godibert und Mondigo nannten. Wir aber, die wir es wissen und noch nicht vergessen haben, wir wissen gleichfalls, daß wir einen Oheim haben: Hieronymus, den Landwirth, der im Dorfe Avon wohnt; wir haben ihn noch nie besucht, was durchaus nicht recht von uns ist, denn man versichert, er sei ein sehr wackerer Mann; übrigens, da wir den Oheim vernachlässigt haben, folgt daraus nicht, daß wir kein Interesse an seiner Tochter nehmen, die er nach Paris in der Hoffnung geschickt hatte, daß sie von ihren Anverwandten gut aufgenommen werden würde. Aber welcher Esel hat denn unserer Base die ganz richtigen

Adressen der beiden Onkel gegeben, ohne ihr zu sagen, daß sie sich jetzt St. Godibert und Mondigo heißen? Doch einerlei, davon handelt es sich jetzt nicht: wir müssen unsere Base wiederzufinden und zu erfahren suchen, was sie macht, was aus ihr geworden ist."

"Ganz gewiß; aber wie?"

"Wie? ei, meiner Treu', das weiß ich just nicht. Aber das Sprichwort sagt: 'Ein fester Wille führt zum Ziel.' Wir wollen unsere Base wiederfinden, wir werden sie wiederfinden. Ah! sie ist sehr hübsch, diese Rosa-Maria. Richard ist entsetzlich häßlich; er ist ein Geck, ein Lügner, ein Unverschämter; ich fange stark zu zweifeln an, daß er Rosa-Maria's Eroberung gemacht hat."

"Ja, unsere Base ist reizend. Wie Schade, daß sie diesen Maler liebt."

"Wer beweist das? Er versichert, daß er in sie verliebt sei, weiter Nichts. Laß uns erst das schöne Kind auffinden, hernach wollen wir sehen, wer ihr am besten zu gefallen versteht. Ich werde mich nun meinerseits auf Nachforschungen legen, Du, Julian, thue Deinerseits das Gleiche und kein Wort davon zu Deinen Eltern, bevor wir Nachricht von der Base haben."

"Es bleibt dabei."

"Auf Wiedersehen."

Und die beiden Bettern verließen einander: Friedrich, um der Frau Marmodin einen Besuch zu machen, und Julian, um sich in sein Zimmer einzuschließen.

### Drittes Kapitel.

#### Ein unerwarteter Besuch.

Es war eine Abendgesellschaft im Hause des Herrn St. Godibert. Die meisten Personen, welche bei seinem großen Mittagessen gewesen waren, befanden sich wieder dort: viele waren gekommen, um, was man die Verdauungsvisite nennt, zu machen; wieder Andere, die getreuen, die nie fehlenden Mitglieder der Reunionen, welche fast jede Woche bei dem reichen Banquier stattfanden.

Mondigo, welchen sein Bruder seit dem Durchfallen seines letzten Werks nicht mehr den Mann von Geist nannte, perorirte in einer Ecke des Saales mit dem Major Krauteberg, dessen er sich bemächtigt hatte und den er während seiner Rede an einem Rockknopfe festhielt, als fürchtete er, derselbe möchte ihm bei der Auseinandersetzung des Plans zu einem neuen Drama zu entfliehen suchen.

Der prächtige Verneſty hatte sich, nachdem er lange an dem Rücken eines Lehnstuhls geschwelgt, in welchem die schmachtende Clementine lag, an einen Spieltisch gesetzt. Herr Marmodin machte ein Whist mit Madame Doguin und zwei jungen Burschen, welche vor jedem Auswurf ein paar Minuten die Hand an die Stirne legten und sich so tief besannen, als ob die auszuspielende Karte das Schicksal eines Reiches entscheiden sollte. Man ist nämlich überein-

gekommen, zu behaupten, das Whist sei ein schweres Spiel, und Manche, die das wissen, suchen diese Meinung noch durch eine äußerst ausdrucksvolle Pantomime zu steigern, welche auf die Personen, die dieses Spiel nicht kennen, große Wirkung macht.

Das liebliche Fränzchen schwatzte mit Damen, und der junge Julian, der aufrecht hinter ihnen stand, beobachtete in einem großen Spiegel die Wirkung seiner sehr ausgesuchten Toilette, und von Zeit zu Zeit flogen seine Blicke auf einen Bouillotte-Tisch hinüber, an welchem Candrillon, Richard, Derneffy und ein vierter Herr ein ziemlich hohes Spiel spielten.

Der angenehme Herr Roquet endlich spazierte mitten in der Gesellschaft umher, sprach eine Dame um die andere an, indem er den Liebenswürdigen mit jeder machte, jedoch am häufigsten zu der Hausherrin zurückkam, welche, wenn sie den Major Krautberg nicht an der Seite hatte, mit Vergnügen des Herrn Roquets Complimente über die Farbe ihres Kleides und den guten Geschmack ihrer Tunika anhörte, welche letztere ihr sehr viel Aehnlichkeit mit einem Offizier der Spahis verlieh.

Stolz überschaute Herr St. Godibert die in seinem prachtvollen Salon versammelte Welt und sagte bei sich: „Wie angenehm ist es, reich zu sein; wie stellt sich da sogleich gute Gesellschaft bei Einem ein. Wäre ich Präsekt, ich könnte keinen größern Kreis um mich sehen, vielleicht gar einen kleinern. Gewiß ist, daß die Gesellschaft nicht prachtvoller sein könnte: wie herrlich gekleidet sind alle diese Damen; man

macht Toilette, man schmückt sich, um in meine Abendgesellschaften zu gehen; das bedeutet Achtung und macht Ehre. Ach Gott! wie wohl habe ich daran gethan, meinen Namen Gogo in St. Godibert zu verändern; wenn ich mich noch Gogo nannte, so wette ich, nicht die Hälfte der Leute erschiene in meinem Abendcirkel und man würde sich nicht mit so viel Geschmack dazu ankleiden. O, ich habe Takt, ich weiß wohl, was ich thue. Und dann die Männer! welche schöne Haltung, fast alle mit lakirten Stiefeln: das ist zum Entzücken. Ich muß Journalisten in meine Reunionen zu bekommen suchen; alsbald werden sie in ihre Pariser Neuigkeiten schreiben: „In dem letzten Abendcirkel des Herrn St. Godibert trugen alle Männer Glanzstiefeln und alle Damen Diamanten.“ Wenn ich das in einem Journal läse, so möchte ich mein Loos nicht gegen das des Herrn Molière vertauschen, dessen Statue man vor Kurzem aufgerichtet hat.“

Hierauf nähert sich St. Godibert seiner Frau, welche ihm ein Zeichen gemacht hat.

„Was willst Du, Angelika?“

„Ich glaube, lieber Mann, es wäre jetzt Zeit, den Punsch umherzureichen.“

„Ich gehe, es Zifine zu sagen. Liebe Frau, bist Du zufrieden? Unsere Abendgesellschaft ist grandios.“

„Das sagte mir eben Herr Roquet; ich finde sie um so schöner, weil der Better Broulliard ausgeblieben ist.“

„In der That, auch ich bin vergnügt darüber,

denn er erlaubt sich zuweilen mit schlecht gewichsten Stiefeln vor der Gesellschaft zu erscheinen.“

„Schlecht gewichsten? Sie könnten sagen: sogar schmutzigen.“

„Dagegen vermissen ich Soufflat und seine Tochter; schon zwei Mal fehlen sie uns und ich hatte sie doch ermächtigt, Herrn Bouchon mitzubringen.“

„Unser Sohn ist nicht galant, nicht liebenswürdig genug bei Fräulein Soufflat. Ich weiß nicht, was er im Kopf hat: seit einiger Zeit kommt er sehr spät heim; der Thürsteher hat mir das gemeldet. Ich fürchte, er möchte in einen unordentlichen Lebenswandel gerathen.“

„Meine liebe Frau, spät heimzukehren gehört zum guten Ton; in dieser Beziehung würden wir ihn mit Unrecht tadeln. Was seinen Anzug betrifft, so läßt sich, ich muß es gestehen, Nichts daran aussetzen: ich bemerke, daß er sich seit einiger Zeit mit höchster Eleganz trägt. Ich muß ihm nachsagen, daß er mit den vierzig Franken, die ich ihm monatlich gebe, Großes thut!... Ach, mein Gott, man hat die Vorzimmerthüre geöffnet, wenn es Brouillard wäre?“

„Ja, ja, seine Manier ist es allerdings: er kommt in dem Augenblick, wo man den Punsch servirt und verschlingt unanständig viel davon.“

„Nein, dem Himmel sei Dank, er ist es nicht, es ist unser Neffe Friedrich.“

Der hochgewachsene junge Mann ist wirklich in den Salon getreten. Im Vorübergehen bleibt er bei

einem Better Julian stehen und flüstert ihm zu:  
 „Nun, immer noch Nichts? Sind unsere Nachforschungen fruchtlos?“

„Mein Gott, ja: ich konnte keinen Aufschluß erhalten... und Du?“

„Ebensowenig. Armes Bäschen! Ein so hübsches Gesicht! Aber wenn ich von heute an in zwei Tagen Nichts erfahre, so ist es entschieden, ich gehe in das Dorf Avon und zu Onkel Hieronymus schnurstracks in's Haus, und erkundige mich, ob seine Tochter wieder zu ihm zurückgekehrt ist.“

„Wahrhaftig? Du willst diese Reise machen?“

„Warum nicht? die Base ist wohl dieser Mühe werth und auch mir liegt daran, zu erfahren, ob Richard uns nicht angelogen hat.“

„Das wird schwerer herauszubringen sein; denn wenn die Kleine in der That bei ihm wohnte, so wird sie es gewiß nicht gestehen.“

„Ja, wenn es aber nicht der Fall wäre, so könnte sie es vielleicht beweisen: kurz, man weiß nicht, was Alles möglich ist; aber vorerst sollte man sie auffinden. Ich gestehe Dir, daß mich dieß für den Augenblick um so glücklicher machen würde, als es mich zerstreute und meiner Leidenschaft für Frau Marmodina weniger Spielraum gönnte. Kann man eine niedliche, geistreiche Frau wie dieses Fränzchen begreifen, die sich nicht im Geringsten genirt, ihren Mann zu verhöhnen, die ihn Hampelmann nennt und doch nicht zum Hörnerträger macht?“

„In der That ist das erstaunlich! Wie, Friedrich,

Du bist bei dieser Dame nicht glücklich? Ich hielt Dich für ihren Cicisbeo."

"Ach, mein Gott, nein! Hundert Mal glaubte ich mich nahe daran, bin es aber immer noch nicht, und doch mache ich ihr emsig den Hof: ich gehe hin, wo sie hingeht, beschäftige mich ausschließlich mit ihr, spreche mit keiner andern Frau und bin doch nicht weiter. Man lacht, man plaudert, man ist sehr lebenswürdig mit mir, aber man gewährt mir Nichts. Ich habe es demnächst satt; die platonische Liebe schmeckt mir nicht. Das kommt mir gerade vor wie jene hübschen Hahnen von Pappdeckel, welche man den Schauspielern auf der Bühne servirt: es macht Ekflust, die Scheinessenden stellen sich, als schmecke es ihnen und es schmeckt ihnen doch gewiß nicht. Aber sie ist hier, meine Unmenschliche! siehst Du? Ob man nicht schwören sollte, daß ich glücklich sei? Sie sieht mich an, sie lächelt mir zu, sie winkt mich in ihre Nähe."

"Und Du gehst hin?"

"Ach, mein Gott, ja: noch ein kleiner Sturm auf ihr Herz; aber ich schwöre Dir, Better, es wird der letzte sein."

Damit ist Friedrich zu Frau Marmodin hingegangen, welche ihn mit einem sehr gnädigen Lächeln empfängt.

Einstweilen ist Herr St. Godibert einen Augenblick in seinem Vorzimmer gewesen, hat sich der Jungfer Tifine genähert, dieselbe in einen sehr fleischigen Ort gekneipt und zu ihr gesagt: "Tifine, man

muß Punsch herumreichen, keinen so starken und halbe Gläser, nämlich halb volle Gläser: das ist genug über ein Mal."

"Ja, Herr, ich weiß, wie gewöhnlich."

"Besorge Du das selbst; ich mag es Franz nicht auftragen."

Der Herr kehrt in den Salon zurück; Jungfer Fifine ruft Franz, den man immer behält, weil sie ihn in Schuß nimmt. Franz kommt herbei, kneipt die Kammerjungfer in das gleiche Glied wie sein Herr, nur mit dem Unterschied, daß dieser den linken und er den rechten Backen zwickte.

Fifine, die sich niemals um das, was hinter ihr vorgeht, zu bekümmern scheint, sagt zu Franz: "Nimm die große Platte und trage Punschgläser hinein; trinke aber nicht vorher drei bis vier davon wie gewöhnlich."

"Ei, Mamsell, das letzte Mal sind Sie mir mit gutem Beispiel vorgegangen."

"Schweig', Esel; Du nimmst doch gar keine Bildung an."

"Und ich thue doch, was ich Andere thun sehe: kaum erst hat unser alter Herr..."

"So schweig' doch. Dabeim darf man Nichts sehen; verstanden?"

"Nichts sehen? Ei, ich hätte wohl müssen: vorigen Tag ging ich in's Zimmer unserer Madame, weil ich glaubte, sie rufe mich, da wechselte sie gerade das Hemd."

„Aber still' doch, Franz; wenn Madame Dich hörte, so würdest Du augenblicklich fortgejagt... halt, man schellt, sieh' nach, es kommen noch mehr Leute.“

Franz geht, die Hausthüre zu öffnen, aber statt jener eleganten Personen, welche in die Cirkel seines Herrn zu kommen pflegen, bemerkt er einen bäuerlich gekleideten Greis mit groben Schuhen, der eine Art Stecken in der Hand trägt.

Der gute Mann hat bereits seinen Dreispiz abgezogen und grüßt sehr höflich den Bedienten, welcher ihn ziemlich oben herab fragt, was er wolle.

„Ist das hier nicht Herrn St. Godiberts Haus?“ sagt der Greis, dessen frisches und lebhaftes Gesicht keinen Mann bedeutet, der sich mit Furcht und Bettelhaftigkeit darstellt.

„Ja, hier ist es; seid Ihr in die Abendgesellschaft, die er heute gibt, eingeladen?“

Bei diesen Worten maß Herr Franz den Greis mit zugleich unverschämter und spöttischer Miene; dieser aber scheint dessen nicht zu achten und entgegnet: „Ich komme nicht wegen der Abendgesellschaft; ich komme mit Ihrem Herrn zu reden; ich möchte ihn sehen, auf einige Augenblicke sprechen.“

„Man spricht nicht nur so mit meinem Herrn: es sind Leute da, vornehme Abendgesellschaft; kommt ein anderes Mal, mein guter Mann.“

„Ich habe nicht immer Zeit, lange Wege zu machen, und da ich hier bin, so sagen Sie gefälligst Ihrem Herrn, daß Jemand ihn begehrt.“

„Was Ihr doch eigensinnig seid! Ich wiederhole

Euch, daß Herr St. Godibert jetzt keine Zeit hat; später ist es mir einerlei, dann will ich Euch gerne melden. Wie heißet Ihr?

„Wie ich heiße?... Herr St. Godibert kennt mich nicht, wenn ich also meinen Namen sagte, so würde das zu Nichts führen. Sagen Sie: ein Herr wünsche ihn einen Augenblick zu sprechen; da Leute in dem Saal sind, so gehe ich nicht gerne hinein und spreche ihn hier.“

„Ei, nicht gerne hinein! Der alte Papa ist ja allerliebft, daß er glaubt, mit seinem Jagdkamisol und seinen Bauernschuhen werde ich ihn in einen Salon eintreten lassen, wo Alles fürstlich gekleidet ist; da würde mich mein Herr im Galopp zum Teufel jagen. Ei, und Euren Namen wollt Ihr auch nicht sagen und meinet, man werde sich gleich aus der Ordnung bringen, um heraus zu kommen und die Plaudertasche mit Euch zu machen? Ihr seid noch sehr ländlich-sittlich, mein alter Anasterbart. Indes ist es mir einerlei: ich richte meinem Herrn Euren Auftrag aus und wette, daß wir Etwas zum Lachen bekommen werden.“

Herr Franz geht in den Salon und sieht sich nach seinem Herrn um; da er ihn im Gespräch mit Damen erblickt, wagt er es nicht, ihm zu nahen und macht ihm bloß Zeichen mit der Hand, welche bedeutende Ähnlichkeit mit denjenigen haben, die gewisse junge Leute beim Cancantanzten angenommen haben.

Madame Marmodin, welche eben mit Herrn St. Godibert spricht, bemerkt Franzens Geberden und

sagt lachend: „Hat Ihr Bedienter vor, im Saale ein Grotesk-Solo aufzuführen? Sehen Sie doch hin, Herr St. Godibert: er macht allerlei zweideutige Geberden mit den Händen.“

„Sollte der Hallunke schon wieder besoffen sein? Wahrhaftig, ich weiß nicht, warum ich ihn behalte, das heißt, ja, ich weiß es wohl, nämlich weil unsere Kammerjungfer viel auf ihn hält, aber, Gott verzeih' mir, ich glaube, er winkt mir?“

Und Herr St. Godibert läuft zu seinem Diener. „Was gibt es denn, Dummkopf? Was bedeutet dieses Geberdenspiel?“

„Es sollte Ihnen zeigen, Herr, daß ich Sie sprechen wollte; ich wagte es nicht, zu Ihnen in die Damen hineinzuschlendern.“

„Nun, was willst Du von mir?“

„Ich? gar Nichts; aber ein alter guter Junge, der eben ankam und mit Ihnen zu reden begehrt.“

„Ein alter guter Junge? Ist er gut angezogen?“

„Ja, er ist ziemlich warm angezogen: er hat Tuchhosen an, eine große Weste...“

„Dummkopf, ich frage Dich, ob er elegant, ob er mit einem Orden geziert ist?“

„O nein, er sieht mir aus wie ein alter Bauer und hat ein Wamms mit großen Schößen.“

„Er hat ein Wamms an und erfrecht sich, in meinem Hause zu erscheinen, wenn ich Gesellschaft habe? wenn ich die schönste Gesellschaft habe, in Glanzstiefeln? Wirf den Kerl vor die Thüre.“

„Er wollte Ihnen nur draußen ein Wort sagen.“

„So meinst Du, ich werde Capitalisten, Damen in Tuniken, mit Federn und Blumen, verlassen, um diesem Menschen, der ein Wamms anhat, Gehör zu schenken? Franz, entlaß' den Mann auf der Stelle. Für Seinesgleichen bin ich nur Morgens von zehn bis zwölf Uhr sichtbar. Geh', wenn er weiter in Dich dringt, so wirf ihn kopfüber hinaus!“

Franz verläßt den Saal und kehrt zu dem Greisen zurück, der ihn im Vorzimmer stehend erwartete.

„Ich wußte es ja wohl, guter Alter,“ sagte der Bediente, „mein Herr will Euch weder drinnen empfangen, noch Euretwegen Molest haben. Gehet; wenn Ihr morgen gegen Mittag wieder kommt, wird man Euch vielleicht annehmen; das ist Alles, was man für Euch thun kann.“

„Aber, Herr, wenn ich um diese Stunde nicht zurückkommen kann? Sie haben also dem Herrn St. Godibert nicht vorgestellt, daß ich ja nur einen Aug...“

„Genug, genug, mein Alter! Ihr werdet mir endlich langweilig... ich muß Punsch hineinragen! Drückt Euch schnell, wo nicht, so bin ich ermächtigt, Euch vor die Thüre zu werfen.“

Der Greis will sich eben, jedoch nur ungern, zum Weggehen entscheiden, als Herr Candrillon, der eben den Bouillotte-Tisch verlassen hat, in das Vorzimmer kommt, um ein wenig Luft zu schöpfen, da er die Hitze im Saal unerträglich fand.

Der dicke Capitalist bemerkt den alten Mann, welcher der Thüre zuging; er stößt einen Schrei der

Ueberraschung aus und eilt, ihn am Arme zurückzuhalten mit den Worten: „Ei ja, zum Kukuk... er ist es... es ist mein alter Savenay. Sie sind also nicht gestorben? Auf Ehre, es macht mir ein großes Vergnügen, Sie wiederzufinden.“

„Wie, es ist Herr Candrillon!“ antwortet der Greis, seine Freude bezeugend.

„Ja... ja... ich bin's!... Ach, ich war wetterlich besorgt um Sie, so wahr ich lebe; doch kommen Sie... so kommen Sie doch, daß ich Sie St. Godibert vorstelle.“

So sprechend schiebt Herr Candrillon seinen Arm unter den des Greisen und zieht ihn nach der Saalthüre. Der alte Savenay widersezt sich, indem er sagt: „O nein, nein... ich kann nicht hineingehen; es geht nicht... drinnen ist große Gesellschaft.“

„Je nun, was macht denn das der Gesellschaft? Sind Sie nicht ein wackerer Mann? Sie brauchen sich vor Niemand zu bücken. Ich versichere Sie, daß Alle, die drinnen sind, nicht so viel Werth haben als Sie.“

„Aber mein Anzug... ich kann nicht; man ist hier elegant und diese ländliche Kleidung...“

„Bah, bah!... was soll das heißen? In Ihrem Alter ist man nicht gehalten, sich nach der Mode zu richten. Mit Silberhaaren und einem guten Antlitz wie das Ihrige muß man sogar bei dem König eintrittsfähig sein. Vorwärts marsch!... ich werde Sie vorstellen.“

Der Greis läßt sich hineinführen. Mit starren

Augen und offenem Munde gloßt Franz Herrn Candrillon an, welcher eine Person am Arme geleitet und in den Saal führt, welche er vor die Thüre zu werfen Befehl hatte; aber er wagt kein Wort mehr zu stammeln und bald tritt der alte Savenay in den glänzenden Saal des Herrn St. Godibert.

Herr Candrillon sagt mit seiner volltönigen und schnarchenden Stimme, welche alle Welt zum Zuhören nöthigt: „Mein theurer Herr St. Godibert, erlauben Sie mir, Ihnen einen meiner guten Freunde vorzustellen.“

Herr St. Godibert reißt die Augen so weit auf als möglich, indem er das ihm vorgestellte Individuum betrachtet. Alles, was sich im Salon befindet, hat sich umgedreht und prüft den Vater Savenay, dessen Costüm ihnen für den Besuch einer Abendgesellschaft seltsam erscheint, dessen ehrwürdiges und offenes Gesicht jedoch jede Lächerlichkeit ferne von ihm hält.

Madame St. Godibert allein verzieht das Gesicht und sagt leise zu ihrem Mann: „Herr Candrillon stellt uns einen Mann im Wammse vor . . . eine Art Bauern! Ei, das ist doch gar zu viel Ungezwungenheit!“

„Still, Angelika, schweige doch! Du vergißt immer, daß Herr Candrillon ein Millionär ist.“

Und Herr St. Godibert zwingt sich zu einer lebenswürdigen Miene, geht auf Herrn Candrillon zu und sagt: „Ah, der Herr ist einer Ihrer Freunde?“

„Ja, mein theurer St. Godibert: dieser gute Papa hier ist die Person, von der ich mit Ihnen bei

Ihrem letzten Diner redete; ich hatte ihm einen Empfehlungsbrief an Sie gegeben, kurz, der wackere Papa Savenay hatte sechszigtausend Franken geerbt und ich rieth ihm, das Geld bei Ihnen anzulegen.“

Beim Namen Savenay betrachtet die Mehrzahl der anwesenden Personen, welche sich bei dem großen Diner des Herrn St. Godibert befunden hatten, den Greis mit größerem Interesse. Man ist neugierig, zu erfahren, was ihm begegnete; überall im Salon hören die Gespräche auf, sogar die Spielpartieen werden unterbrochen. Mit einem Wort: an die Stelle lauter Unterhaltungen und Heiterkeitsausbrüchen ist Stillschweigen getreten.

Der Greis, dessen Gegenwart diese Veränderung verursacht, zieht einen Brief aus seiner Tasche und reicht ihn Herrn St. Godibert, indem er sagt: „Hier der Brief, welchen Herr Candrillon mir an Sie mitzugeben die Güte hatte. O, den habe ich nicht verloren, und ich hoffte, daß er mir diesen Abend Eintritt bei Ihnen verschaffen und dem Träger einiges Wohlwollen von Ihrer Seite erwirken sollte.“

Herr St. Godibert nimmt den Brief mit verlegener Miene und antwortet: „Mein Herr... ei freilich... wären Sie es... der... eben jetzt?... Mein Gott, wenn ich gewußt, wenn Sie gesagt hätten, Sie kommen auf die Empfehlung des Herrn Candrillon, so würde ich mich beeilt haben... da ich aber nicht wußte... indes hatte ich wirklich die Absicht, mich nach Ihrem Begehren zu erkundigen und wollte eben hinausgehen.“

In diesem Augenblick erscheint Franz an der Salonthüre und schreit seinem Herrn zu: „Herr! ich habe den alten Burschen nicht vor die Thüre werfen können, weil Herr Candrillon ihn am Arm nahm und hineinführte.“

Herr St. Godibert wird ziegelroth und Madame jagt den Bedienten in's Vorzimmer, während ihr Gemahl antwortet: „Mein Gott, welches Hornvieh von Bedienten habe ich; Welch' ein Dachs ist dieser Franz! Alles, was man ihm sagt, versteht er umgekehrt. Ich bitte Sie, zu glauben, daß er sich irrt.“

„Von allem Dem ist nicht mehr die Rede,“ ruft der dicke Capitalist aus, „was scheeren wir uns um Formen, um Ceremonien! Vater Savenay lacht darüber wie ich: nicht wahr, mein Alter? Aber erfahren möchte man gerne, was aus Ihnen geworden ist, mein Ehrenmann, seit den drei Monaten, daß Sie Remours auf Ihrem kleinen Pferde verlassen haben, auf jenem armen Hammel, welcher niemals Galopp anschlägt... wie, Sie reisen mit einer starken Summe ab und während so langer Zeit hört man nicht mehr von Ihnen reden, erfährt man keine Neuigkeit mehr von Ihnen? Wissen Sie wohl, daß ich sehr unruhig war... ich besonders, der Ihnen zu dieser Reise gerathen hatte? Was Teufels haben Sie denn in dieser langen Zeit gemacht, Vater Savenay? Wir haben uns also gut amüßirt in Paris, haben den Jüngling gespielt, den Schönen nachgejagt... hi, hi! ein wenig bamboschirt... hi, hi!“

Madame St. Godibert schneuzt sich, hustet und

rückt ihren Stuhl, indem sie zu Herrn Roquet sagt:  
 „Ach, mein Gott, wie unanständig dieser Millionär  
 ist! Ich muß purpurroth aussehen, Herr Roquet.“

„In der That, besonders Ihre Nase.“

„Das ist die Schuld des Herrn Candrillon.“

„Indeß,“ fährt der Capitalist fort, „wäre es immerhin klüger gewesen, mein alter Freund, Ihr Geld hier zuvor in Sicherheit zu bringen. Ei, Sie haben Capitalien anzulegen und lassen sie über drei Monate in Ihrem Portefeuille schlafen? Vater Savenay, Sie sind kein Rechner.“

Der Greis schüttelt lächelnd den Kopf und antwortet: „Wenn ich nicht bald zu dem Herrn kam, so geschah es, weil mein Besuch jetzt nicht mehr den gleichen Zweck hatte. Du lieber Gott! mein lieber Herr Candrillon: diese sechszigtausend Franken, die ich geerbt hatte, konnte ich dem Herrn nicht mehr anvertrauen, weil man mir sie unterwegs geraubt hat!“

„Geraubt!“ ruft Herr Candrillon theilnehmend.

„Geraubt, geraubt!“ wiederholt man in allen Enden des Saals und sogar einige dumpfe Seufzer scheinen sich unter diese dem allgemeinen Interesse entstammenden Ausrufungen zu mischen; aber mitten unter dem durch die Worte des Greisen verursachten Lärm kann man auf die Bewegungen einzelner Personen nicht Acht geben.

„Ja,“ wiederholt Vater Savenay, „ja, ich bin geraubt worden, als ich durch den Forst von Fontainebleau am hellen Mittag beim schönsten Wetter ritt.“

Freilich begegnete ich auf dem Fußpfade, den ich eingeschlagen, Niemand, und ließ mein Pferd nach seiner Laune, das heißt in gemachtem Trabe, gehen. Gewiß fiel mir nicht entfernt ein, daß es in diesem Walde Räuber gebe. Plötzlich stürzten zwei Männer aus dem Gebüsch und fielen meinem Pferde in die Zügel. Der arme Hammel, der, wie ich glaube, eben so große Furcht hatte als ich, war schon von selbst stehen geblieben; ich meinerseits gestehe, daß ich an allen Gliedern zitterte.“

„Dazu hatten Sie auch allen Grund,“ ruft Madame St. Godibert, „sie mußten schauerlich aussehen, diese Räuber.“

„Meiner Treu’, Madame, ich könnte Ihnen nicht beschreiben, wie sie aussahen, ich war so sehr angegriffen; ich sah nur zwei Männer in Blousen: jeder von ihnen hatte eine Mütze auf dem Kopf, deren Schild ihm die Augen deckte; ich meine, ihre Gesichter waren schwarz angestrichen.“

„Es waren Köhler,“ sagte der Major Krauteberg.

„O, das glaube ich nicht, mein Herr! Die Stimme, die mir zurief: ‚Schnell, Dein Portefeuille, oder Du bist des Todes,‘ o! diese Stimme klingt mir noch in den Ohren, und es war keines Köhlers Stimme. Kurz, ich sah rechts und links einen Pistolenschuß auf mich gerichtet und Sie können sich wohl denken, daß ich mir das Vergnügen des Widerstandes versagte. Ich gab mein Portefeuille mit meinen sechszigtausend Franken hin und wollte eben auch meine Börse und mein Felleisen hingeben, aber

die Räuber waren befriedigt. Offenbar wollten sie nur mein Portefeuille, denn sie gaben Hammel einen Streich und dieser lief in raschem Trabe weg; es versteht sich, daß ich ihn nicht anhielt."

"Mein armer Freund! wie, Sie wurden auf solche Weise geplündert?" sagte Herr Candrillon, den Greis auf die Achseln tätschelnd; „ha, die Schufte! da hätte ich vorüberkommen sollen, ich wollte ihnen die Köpfe gewaschen haben."

"Das ist ein sehr dramatisches Ereigniß," sagte Herr Mondigo; „in die Scene gesetzt würde es viel Interesse erregen."

"Jedenfalls," sagte Friedrich, „wußten die Räuber, daß der Herr eine starke Summe in seiner Brieftasche hatte, weil sie diese augenblicklich forderten. Ohne Zweifel werden Sie die Unklugheit gehabt haben, in irgend einer Herberge Etwas zu äußern."

"Wohl möglich," mein Herr, „ich schwabe gern, das ist mir angeboren und ich glaube mich zu erinnern, daß ich in einem Dorfe nahe bei dem Wald anhielt, um meinem Pferde Ruhe zu gönnen. Hier habe ich in der That mit dem Gastwirth geredet: ich erinnere mich nicht mehr, was ich ihm sagte; ich beobachtete auch keine Gäste in der Stube, kurz, was braucht's da Weiteres? Wenn ich beraubt wurde, so ist es jedenfalls immer die Schuld meines Eigensinns, denn Herr Candrillon und andere Personen hatten mir gerathen, diese Reise nicht zu Pferde zu machen; ich wollte auf die guten Rathschläge nicht hören... ich hielt mich für klüger als andere Menschenkinder: der

liebe Gott hat mich dafür gestraft! Aber ich ergab mich darein und tröstete mich mit dem Gedanken: nun denn, jetzt ist es eben, als ob ich nicht geerbt hätte."

"Armer Mann! Welche Philosophie! welcher Muth! In seinem Alter ein solches Unglück so zu ertragen!" Madame Marmodin richtete diese Worte an den jungen Julian, der sich hinter ihr niedergelassen hatte; als sie aber die außerordentliche Blässe des Sohnes vom Hause und den sonderbaren Ausdruck seines Gesichtes bemerkte, fuhr sie fort: "Aber was haben Sie dann, Herr Julian? Wie blaß Sie sind! ... Ihre Züge sind ganz entstellt."

"Glauben Sie, Madame?... O, das kommt von dem, was ich eben hörte, her!"

"Es hat Sie geschmerzt, nicht wahr? Einen armen Greis anfallen, das ist abscheulich... aber die Räuber achten Niemand. Ich glaube, Herr Julian, daß wenn Ihnen ein solches Ereigniß zugestoßen wäre, Sie sich nicht so schnell getröstet hätten als dieser gute Mann."

Julian murmelt einige schwer vernehmbare Worte und versucht zu lächeln, aber sein Gesicht bietet jetzt einen schreckenerregenden Anblick dar, so zerstört steht es aus; um sich eine Haltung zu geben, steckt er einen Griffel, den er in seiner Tasche fand, zwischen die Zähne und beißt darauf, als ob er ihn zerbrechen wollte.

Herr Candrillon, der die Hand des Vaters Savenay geschüttelt hat, ruft aus: "Sich trösten! ..."

ei, Hagel, das ist leicht gesagt; aber dadurch bekommt man kein Geld wieder; es wäre besser, wenn man es wieder fände. Haben Sie Ihre Anzeige gemacht?"

"Ja, an demselbigen Tage den Behörden von Fontainebleau. Man hat Gendarmen den Wald durchstreifen lassen, aber die Räuber waren nicht mehr darin."

"Dann ist das ein verlorenes Geld, mein armer Alter! Wohl an aber, was haben Sie dann gethan? Warum sind Sie nicht zurückgekommen, um Ihren Platz bei dem Schmiedmeister einzunehmen?"

"Weil man denselben einem armen Familienvater gegeben hat, den dieß sehr glücklich macht, und weil ich sein Wohlergehen, sein Glück nicht zerstören wollte."

"Hm!... was für ein braver Mann Sie sind!... Das nenne ich einen guten Greis! Welche redliche Seele!... Donnerwetter! zu Seinesgleichen wird der Taig nicht mehr angemacht."

"Wird man sich mit diesem alten guten Jungen noch lange beschäftigen?" murrte Madame St. Godibert, den Mund verziehend, vor sich hin; "mir scheint doch, wir geben für ihn keine Abendunterhaltung! Das wird sehr moneton! Und Herr Candrillon, der von Taig redet..."

"Aber Papa Savenay, was haben Sie denn seither gemacht? Warum haben Sie mir nicht geschrieben? Warum haben Sie Herrn St. Godibert nicht besucht, an den ich Sie empfohlen hatte?"

"Meiner Treu', Herr Candrillon, ich wagte nicht,

Sie zu belästigen; ferner hatte ich keinen Grund mehr, diesen Herrn zu überlaufen. Als ich in Paris ankam, fand ich eine kleine Anstellung bei einem Kaufmann und griff mit beiden Händen zu; unglücklicher Weise war die Arbeit nur vorübergehend und gestern ging das Geschäft, das ich bei ihm besorgte, zu Ende."

"O, seien Sie ruhig, Papa, wir werden uns Ihre Lage angelegen sein lassen, wir werden Ihnen einen Platz finden; nämlich der Vater Savenay schreibt und rechnet sehr gut und arbeitet mit eben so großem Eifer als ein junger Mann."

"Ei, natürlich! Ich bin nicht träge und da ich mich gut befinde, so geht es noch."

"St. Godibert, Sie müssen mir eine Stelle für meinen Schützling finden, verstanden? und zwar nicht als Supernumerarius... er ist zu alt dazu."

Herr St. Godibert zieht sich an der Nase und murmelt: „Ach, ja freilich, wenn ich Gelegenheit finde; die Plätze sind nur so rar.“

"Bah, bah! das sagt man immer und doch bringt sich Jeder unter."

"Wenn das noch lange so fortgeht, so wird es mir übel," sagte Madame St. Godibert zu dem Major.

Dann läuft sie plötzlich auf Herrn Candrillon zu, reißt ihn nach dem Bouillotte-Tisch hin und sagt: „So spielen Sie doch, Herr Candrillon, da sehen Sie, es ist ein Platz offen, und Sie lieben das Bouillotte so sehr.“

"Ja, in der That," sagte der große Herr; „ich

habe zudem Revanche zu verlangen, denn eben hat mir Herr Derneſty all mein Geld abgenommen. Sie geben mir es einſtweilen zurück, nicht wahr?"

Herr Derneſty antwortet nur durch ein Kopfnicken. Die Bouillotte-Parthie fängt wieder an. Wie Herr St. Godibert den Herrn Candrillon beſchäftigt ſieht, benützt er dieſe Augenblicke, um ſich von Vater Savenay zu entfernen. Friedrich dagegen, welcher den Greis ziemlich verlegen in der Mitte des Salons ſehen ſieht, eilt zu ihm hin und bietet ihm einen Stuhl an; aber Vater Savenay dankt dem großen jungen Mann, indem er ſagt: „Ich bin Ihnen ſehr verbunden, mein Herr, aber ich entferne mich; ich bin nicht an die Geſellſchaft gewöhnt und fühle wohl, daß ich nicht hieher taue.“

„Warum das? Sie ſind ein Freund des Herrn Candrillon: deßhalb ſieht Sie mein Onkel mit Vergnügen.“

„Sie ſind ſehr gütig; aber ehe ich mich entferne, muß ich dennoch Herrn St. Godibert Etwas fragen ... ich kam ſogar deßhalb; ſonſt hätte ich mir nicht erlaubt, ihm einen Beſuch zu machen.“

„Mein Oheim,“ ruft Friedrich, indem er Herrn St. Godibert wieder zu dem Greiſe herbeiholt, „der Herr hat Sie Etwas zu fragen?“

„O, ich werde mir Mühe geben ... ich werde an den Herrn denken, wenn es mir möglich iſt,“ antwortete St. Godibert, indem er bereits ſeine wichtige Miene wieder annimmt, „aber ich kann nicht ſagen, wann ich gefunden haben werde.“

„Es handelt sich nicht um mich, mein Herr,“ antwortet der Greis, „sondern um eine Person, für die ich mich sehr interessire, weil sie es verdient.“

„Zur Sache, mein Herr: ich habe viele Leute und bin mich meiner Gesellschaft schuldig.“

„Ich bin gleich fertig, mein Herr: ein junges Mädchen, deren Bekanntschaft ich gemacht habe... auf sonderbare Weise... doch das ist eine andere Geschichte, welche Ihnen zu viele Zeit wegnähme...“

„Ja, sie nähme mir zu viele Zeit weg.“

„Dieses junge Mädchen aus dem Dorfe Avon bei Fontainebleau war zum ersten Mal nach Paris gekommen, um zwei Oheime aufzusuchen, welchen ihr Vater sie zuschickte; sie hatte deren Adresse und dennoch kannte man weder den Einen noch den Andern da, wohin sie gewiesen war.“

Friedrich bebt vor Erwartung, wie er den Greis hört, während Herr St. Godibert sein Kinn in seine Cravatte tiefer hineinsteckt und Richard nach einander gelb, roth und blau wird. Herr Candrillon, welcher trotz seines Spielens immer auf das hört, was sein alter Freund sagt, ruft aus: „Ei, ei, Vater Savenay, Sie haben die Bekanntschaft eines jungen Mädchens gemacht? Ich sagte es ja so eben!... Herr Derneſty, da liegt mein Geld, halten Sie?“

Derneſty schüttelt den Kopf.

„So, so! es scheint, Sie spielen jetzt den Stummen,“ entgegnet der Capitalist. „Fahren Sie doch fort, Vater Savenay, Ihr junges Mädchen interessirt mich.“

„Sie verdient es, mein werther Herr. Also, dieses arme Kind hat ihre Oheime in Paris nicht entdecken können. Aber und darum bin ich gekommen, einer der Beiden wohnte, wie man sie versichert hatte, in diesem Hause; sie kam hierher und hat umsonst dem Herrn Nicolaus Gogo, denn Gogo heißen ihre Oheime, nachgefragt.“

„Gogo? Ei, Welch' ein drolliger Name!“ ruft Herr Candrillon, aus vollem Halse lachend.

Aber während der dicke Herr lacht, ist Madame St. Godibert in einen Lehnstuhl gesunken und hält sich ein Riechfläschchen unter die Nase, indem sie stöhnt: „Ach, das Gas macht mir unwohl!“

„Das Gas?“ sagt Herr Roquet, indem er sich überall im Salon umsieht. „Das ist sonderbar... ich sehe keines; ah, es kommt offenbar von Außen.“

Herr Mondigo und sein Bruder haben einander gegenseitig einen Blick zugeworfen, worin sich beinahe Entsetzen malt, und Friedrich nimmt eben einen Anlauf zum Sprechen; aber wie er den Mund aufthun will, hält ihn sein Oheim St. Godibert zurück, nimmt ihn am Arme und raunt ihm schnell in's Ohr: „Schweig, ich bitte Dich, ich werde Dir diesen Abend die fünfhundert Franken, die ich Dir abgeschlagen, leihen.“

Was Julian betrifft, so malte sich in seinen Zügen wohl ein Anflug von Erstaunen, als er den wahren Namen seines Vaters nennen hörte; aber er fällt gleich wieder in sein dumpfes Hinbrüten zurück, indem er fortfährt, den Kopf auf die Brust herab-

zuneigen und sich hinter Madame Marmodin zu halten, als hätte er den Blicken des Greises, der mitten im Saal war, ausweichen wollen.

„Ja, die Oheime dieses jungen Mädchens heißen Gogo,“ fährt der alte Savenay fort, „und da Herr St. Godibert in diesem Hause wohnt, das man diesem armen Kind als die Wohnung des einen derselben bezeichnet hatte, so verfiel ich dadurch auf den Gedanken, bei ihm anzufragen, ob er vielleicht einen dieser Herren Gogo, welche wir nirgends entdecken, gekannt habe. Dabei erinnerte ich mich an den Brief, welchen Herr Candrillon mir an Herrn St. Godibert zu geben die Güte gehabt hatte, und ich hoffte mich desselben als einer Empfehlung zu bedienen; deshalb war ich so frei, heute Abend den Herrn zu belästigen. Ich wäre sehr glücklich, wenn er uns irgend einen Aufschluß ertheilen könnte, der uns auf die Spur eines der Herren Gogo führte, welche wir vergeblich in ganz Paris suchen.“

„Ich kenne dieselben nicht, mein werther Herr,“ sagte Herr St. Godibert, indem er sich schneuzt, um seine Schamröthe zu verbergen; „nie habe ich von ihnen reden gehört. Ich bedaure sehr, Ihnen in dieser Hinsicht nicht nützlich sein zu können, aber ich werde an Sie denken, Herr Savenay. . . o, ich verspreche Ihnen mein Möglichstes zu thun, um Ihnen einen Platz, eine Anstellung, etwas Einträgliches zu finden.“

„Sehr verbunden, mein Herr. Wohlان denn, da Sie mir nicht zur Auffindung der Oheime meines jungen Mädchens helfen können, so bleibt mir Nichts

mehr übrig, als zu gehen und Sie für meine Störung um Verzeihung zu bitten."

"Wie, Sie wollen schon fort, Vater Savenay?" ruft Herr Candrillon, während St. Godibert, entzückt, den alten Mann sich entfernen zu sehen, ihn bis an die Thüre begleitet.

"Ja, Herr Candrillon, ich kehre in meine Wohnung zurück."

"Gut, doch bevor Sie gehen, geben Sie uns Ihre Adresse, damit ich jetzt weiß, wo ich Sie finden soll, mein alter Freund, denn ich werde Sie besuchen, so wahr ich lebe. O, ich mag Sie nicht noch einmal verlieren."

"Sie sind sehr gütig, mein lieber Herr: ich wohne Straße Huchette, ganz nahe an der Straße Vieille-Bouclerie, im Hause des Töpferwaarenhändlers."

"Schön, Vater Savenay, ich werd' es nicht vergessen."

"Und ich eben so wenig," dachte Friedrich.

"Sie sollen von mir hören," fügt Herr Candrillon bei, "weil ich nicht will, daß Sie in Ihrem Alter blaue Gedärme bekommen und ohne eine gute und sichere Ration bleiben."

"In der Straße Huchette wohnen!" murmelt Roquet, indem er der Madame St. Godibert zulächelt, "dort gibt es Peststoffe."

Aber gegen seine Erwartung antwortet ihm die Hausherrin Nichts. Beharrlich folgt sie dem alten Mann mit den Augen und wartet, bis er aus ihrem Hause hinaus ist, um wieder frei aufzuathmen.

„Meine Herren, meine Damen und Gesellschaft, ich habe die Ehre, Ihnen guten Abend zu wünschen,“ sagte der Vater Savenay, sich dem ganzen Cirkel empfehlend.

Julian hält sich immer hinter Madame Marmodin und bückt den Kopf, als der Greis an ihm vorübergeht. Auch der Schriftsteller wendet sich weg, wie wenn er sich seines Betragens schämte. Herr St. Godibert drängt den guten Mann fortwährend der Thüre zu und Friedrich folgt ihm theilnehmend mit den Augen.

Endlich ist der Vater Savenay aus dem Saal hinaus, aber Herr St. Godibert begleitet ihn bis zur Thüre auf dem Hausgang, um gewiß zu sein, daß er nicht mehr in der Nähe ist.

Während dessen hat sich Friedrich an seinen Better gemacht; er flüstert ihm zu: „Das junge Mädchen, von welchem dieser Greis redete, ist die so hübsche Rosa-Maria, deren Geliebter Richard gewesen sein will; sie ist unser Väschen.“

„Ja, ja, ich weiß es wohl.“  
 „Dein Vater weiß gleichfalls gut, daß es keine Nichte ist. . . Mondigo weiß es nicht minder, und dennoch haben sie es nicht gesagt. Lieber verlassen sie dieses arme Mädchen, als daß sie sich für die Gogo, die man sucht, zu erkennen geben. Weißt Du, daß das geringfügig ist? . . . Wie! Du antwortest nicht? Guter Gott! wie blaß, wie niedergeschlagen Du bist. . . fürchtest auch Du Dich, zu gestehen, daß Du ein Gogo bist, Du?“

„Nein, nicht das, aber ich war so erschüttert, . . . ich fühlte mich verlegen.“

„Nun, sei nur ruhig! Ich weiß, was mir zu thun obliegt.“

„Was ist denn Dein Plan?“

„Erst genau zu erfahren, was Alles meiner Base seit ihrer Anwesenheit in Paris begegnet ist; mich zu vergewissern, ob Richard sie nicht verleumdete hat; und im Fall, daß Rosa-Maria eine anständige und was sie zu sein schien, tugendhafte Jungfrau ist, o dann, meine Herren Gogo, thut es mir unendlich leid, aber diese kleine hübsche Nichte muß aufgenommen und nicht bei dem armen Greise gelassen werden.“

„Wie, Du wolltest,“

Friedrich antwortet seinem Vetter nicht mehr; er ist aufgestanden und zu dem Spieltisch getreten, um seinen Freund Richard zu betrachten, der eine sonderbare Figur macht; in diesem Augenblick setzt Candrillon all sein Geld.

„Ich halte!“ ruft Derneſty, sein Spiel umschlagend.

„Ei, sieh' da!“ sagt der dicke Capitalist, Derneſty scharf ansehend, „Sie spielen jetzt nicht mehr den Stummen; Sie sind also wieder zu Stimme gekommen?“

Der junge Mann antwortet Nichts. Herr St. Godibert kehrt jetzt mit ganz vergnügter Miene, sich die Hände reibend, in den Salon zurück; er nickt seinem Bruder zu und setzt sich neben seine Frau, der

er in's Ohr sagt: „Fort! wir sind seiner los und es thut Nichts.“

„Ach Gott!“ erwidert Angelika, „die Geschichte hat eine ganze Gährung in mir gemacht; ich muß aussehen wie eine Quitt.“

#### Viertes Kapitel.

##### Der Better und die Base.

Am nächsten Tage hatte es kaum früh acht Uhr geschlagen, als Friedrich, der in einem Cabriolet sich in die Straße Huchette hatte führen lassen, rund umher einen Töpferwaarenstand aufsuchte und endlich die Auslage des Ehepaars Bichat wahrnimmt. Augenblicklich läßt er seinen Mylord halten, steigt ab und tritt in die Boutique, wo sich eben die eifersüchtige Clara befindet, welche beim Anblick eines jungen, eleganten und hübschen Junggesellen die langen Flechten ihrer Perrücke hin und her zieht.

„Madame,“ sagte Friedrich, „könnten Sie mir sagen, ob in diesem Hause ein guter, ehrlich aussehender alter Mann Namens Savenay wohnt?“

„Ja, mein Herr, allerdings wohnt er in diesem Hause: im fünften Stock. Sie wünschen ihn vielleicht zu sprechen?“

„Ja, Madame, und ich will hinaufgehen.“

„Sie finden ihn in diesem Augenblick nicht; er ist bereits ausgegangen.“

„Bereits?“

„D, aber er kommt bald zurück: er holt nur seinen kleinen Mundvorrath zum Frühstück in der Nachbarschaft, denn seit zwei Tagen hat dieser arme Herr Savenay kein Geschäft mehr und daher Zeit, sich der kleinen Haushaltungsforgen zu unterziehen; er behauptet, das mache ihm Spaß... doch halt, ich glaube, er kommt zurück: man hört ihn immer, ehe man ihn sieht.“

Wirklich ließ sich eine klare helle Stimme in der Straße vernehmen, die sang:

„Die Lumpen sind doch  
Am glücklichsten noch:  
Sie lieben sich. Hoch!  
Das Lumpenpack, hoch!“

Bald geht der Vater Savenay an der Boutike vorüber; Madame Bichat ruft ihn.

„Papa Savenay, hier ist ein Herr, der nach Ihnen fragt... hüthen Sie doch einen Augenblick meinen Laden, ich will nur sehen, was der ungezogene Bichat macht, der eine Ewigkeit ausbleibt.“

Ohne auf eine Antwort zu warten, rennt die unbotmäßige Clara aus der Boutike fort.

Als der alte Mann eintritt, sieht er Friedrich an, der ihm die Hand entgegenstreckt und zuruft: „Guten Morgen, Herr Savenay, erkennen Sie mich?“

„Meiner Treu', Herr, warten Sie... doch, ich glaube Sie gestern im Hause des Herrn St. Godibert gesehen zu haben; Sie waren so gütig, mir einen Stuhl anzubieten.“

„Ja, in der That, ich bin höflich gegen Sie ge-

wesen und Sie mußten es bemerken, denn der Hausherr war es nicht.“

„O, ich will das nicht sagen, mein Herr.“

„Ich heiße Friedrich Reyval, bin der Nefte des Herrn St. Godibert und komme, mit Ihnen in Beziehung auf das junge Mädchen, das Sie aufgenommen haben, zu reden.“

„Rosa-Maria? Sie ist oben, in meinem Hause, arbeitet und reinigt meine kleine Behausung, das liebe Kind; morgen aber will sie mich verlassen, in ihr Dorf zurückkehren... und in der That, da ihre Oheime unauffindbar sind... wenn Sie die Mühe nehmen wollen, hinaufzugehen, mein Herr... aber mein Gott! da läßt uns Madame Bichat stehen... läuft aus ihrer Boutike hinweg...“

„Wir können uns hier unterhalten, Herr Savenay, da wir allein sind; es ist mir sogar lieber, dieses junge Mädchen erst nachher zu sehen, denn Sie müssen mir die Wahrheit sagen über Alles, was sich auf sie bezieht und gewiß werden Sie mir dieselbe sagen; aber vielleicht wissen Sie selbst nur, was sie Ihnen gerne mittheilen mochte. Sehen Sie, guter Greis, Sie sind ein rechtschaffener Mann und ich kann mich Ihnen anvertrauen: ich kenne Rosa-Maria's Verwandte und kann ihr ihre Oheime auffinden helfen, welche sie so lange schon vergeblich sucht.“

„Wäre es möglich, mein Herr?“

„Ja, ich kann und ich werde es thun, wenn dieses junge Mädchen verdient, daß man sich für sie interessirt, und wenn sie, seit sie in Paris ist, durch

ihr Betragen ihrer Familie keine Schande machte, was mir übrigens Jemand gesagt hat."

"Ihren Verwandten Schande machen!... sie, die Sanfte, die Tugendhafte, die Anständige!... sie, die ihren Vater so sehr liebt und in ihrer Krankheit nur nach ihm rief, nur ihn verlangte?... O, mein Herr, wer von Rosa-Maria Böses gesagt hat, ist ein Betrüger; ich schwöre, daß es nur Verläumdung sein kann."

"Das wünsche ich sehr, Vater Savenay, aber seit wann ist sie bei Ihnen? Wie haben Sie sie kennen gelernt? Erzählen Sie mir Alles, vergessen Sie keinen Umstand."

Der Greis berichtet Friedrich, was er in Beziehung auf das junge Mädchen weiß und wie man sie auf der Straße eingeschlafen gefunden und bei Tagesanbruch zu dem Hafner gebracht habe.

Der junge Mann hört aufmerksam zu, dann ruft er aus: "Wenn es wahr wäre... die arme Kleine, wenn sie in der That gleich am andern Tage nach ihrer Ankunft in Paris hierher kam, dann ist dieser Richard ein Glender, der uns belog. Aber wie wollen Sie dessen gewiß sein, daß sie an demselben Tage ankam, an welchem sie Nachts auf der Straße gefunden wurde?"

Die Rückkunft der Frau Bichat unterbricht diese Unterredung; die Krämerin langt in Gesellschaft ihres Mannes und seines Freundes Glureau an.

"Da habe ich ihn, den Wüfling!" ruft Clara schon an der Thüre, "ich habe ihn gefunden: er war

in der Kneipe mit dem Gevatter Glureau; doch ich verzeihe ihm: ein wenig Wein lasse ich ihm von Zeit zu Zeit hingehen, wenn er mir nur in anderer Beziehung unangetastet bleibt."

Wie Friedrich den Mann mit dem Kosakenschädel bemerkt, sucht er sich auf Etwas zu besinnen; Vater Savenay hilft ihm auf den Sprung, indem er sagt: „Sehen Sie, mein Herr, das ist der brave Mann, welcher das arme Kind des Nachts auf einer Steinbank eingeschlafen fand und hierher führte."

„Ja, gewiß bin ich der,“ sagte Glureau vortretend; „habe ich nicht recht gethan?“

„Kannten Sie dieses junge Mädchen schon?“ fragte Friedrich.

„Nein, außer daß ich mit ihr auf der Eisenbahn gefahren bin.“

„Auf der Eisenbahn? ... Ach ja, ich erkenne Sie jetzt! Sie waren in der Ecke des Wagens, nur ein junger Mann saß zwischen uns.“

„Wahr! ich saß in der Ecke... ei, ich besinne mich jetzt wieder auf Sie, mein Herr: Sie waren in Gesellschaft des häßlichen, widerwärtigen Jungen, der mich eine Prise Tabak zu nehmen hinderte.“

„Richtig! Wohl an, sagen Sie mir: wann haben Sie Rosa-Maria begegnet?“

„Wann? zum Kukuk, gleich in der Nacht nach meiner Ankunft in Paris.“

„In derselben Nacht? ... Sind Sie dessen gewiß?“

„Kann ich mich denn täuschen? Ich war noch

nicht in meine Stellung als Inspektor der Straßenreinigung eingetreten... die arme Kleine, sie hatte sich vor Ihrem schönen Freunde, der sie mit Gewalt in sein Logis schleppen wollte, gerettet; sie war lange die Kreuz und Quere durch die Straßen gerannt, endlich hatte sie sich, von Ermüdung erschöpft, auf die Steinbank gelegt, wo ich sie in der Dämmerung schlafend fand... aber freilich hatte sie gleich darauf eine famose Krankheit durchzumachen, weil sie dort in der Nachtluft eingeschlafen war."

"Ja, jetzt ist kein Zweifel mehr: dieser schändliche Richard hat sie unwürdig verleumdet! Nicht genug, daß er durch den Versuch, Rosa in seine Wohnung zu schleppen, ihre Lage mißbrauchte, nein, da ihm das Bubenstück nicht gelungen, so wollte er sich rächen, indem er vorgab, sie habe drei Tage bei ihm zugebracht!"

"Welche Abscheulichkeit!" ruft der Greis, die Hände zusammenschlagend. "Also glaubt ein leichtes Subjekt, daß er ein junges Mädchen, welches bei Ehren bleiben will, statt dasselbe darum zu ehren, auch noch verläumden, noch seines guten Reumunds berauben müsse!"

"Nicht alle leichten Subjekte führen sich so auf, Vater Savenay," sagte Friedrich lächelnd; "es gibt welche, die bei allem Zagen nach Vergnügen und Weibergunst dem wahren Werthe und der Tugend noch Gerechtigkeit angedeihen zu lassen wissen."

"Wie, wie!" schreit Glureau, seine Ärmel zurückstülpend, "der bössartige Zierbengel hat behauptet:

Mamselle Rosa-Maria sei seine Maitresse gewesen? Das ist mir ein sauberer Vogel! Ha, Du sollst mir einmal in den Weg kommen, guter Freund, ich will Dir eine schöne Suppe einbrocken! Jetzt freut es mich erst recht, daß mein junger Freund Feroce mich das Pauken mit der Schlurre lehrte, das ich jetzt von Grund aus verstehe."

"Gehen wir in Ihre Wohnung hinauf, Vater Savenay," ruft Friedrich, "und schnell, denn mich drängt es, Rosa-Maria zu besuchen und sie in das Haus ihrer Oheime zu führen."

"Wie, mein Herr, Sie wissen, wo dieselben wohnen?"

"Ja doch; aber kommen Sie, gehen wir in ihre Wohnung hinauf."

Rosa-Maria hatte eben die beiden Zimmer, woraus die Wohnung ihres Beschützers bestand, in Ordnung gebracht; sie saß jetzt am Fenster und arbeitete. Das junge Mädchen war traurig und nachdenklich. Beunruhigt über das Ausbleiben einer Antwort von ihrem Vater stand ihr Entschluß fest, am folgenden Tage in ihr Dorf zurückzureisen und sie wollte den Vater Savenay um seine Begleitung bitten, damit er ihrem Vater bezeugen könne, was sie während ihres Aufenthalts in Paris gethan habe.

Plötzlich kommt man in das Zimmer; es ist Vater Savenay und Friedrich. Letzterer eilt auf Rosa zu, betrachtet sie mit Entzücken, nimmt und drückt ihre Hand und ruft aus: "Meine Base, wollen Sie mir erlauben, daß ich Sie küsse?"

Rosa-Maria ist ganz erstaunt, der Vater Savenay selbst sieht den jungen Mann befremdet an und Friedrich hat, ohne auf eine Antwort zu warten, bereits einen Kuß auf die frischen Rosenwangen seines Bäschens gedrückt.

„Wie, mein Herr?“ fragte der Greis, „Sie sind also...“

„Ja, Papa Savenay, ich bin ein Gogo, aber von weiblicher Seite... Sohn von Therese, der Schwester Ihres Vaters, mein theures Bäschen, welche Herrn Reyval heirathete, weshalb ich Friedrich Reyval heiße.“

Rosa schlägt schüchtern die Augen zu ihrem Better auf, indem sie stammelt: „Ach, mein Herr Better, wie sehr freue ich mich, meine Familie wiedergefunden zu haben, denn Sie müssen wissen, wo meine Oheime sind.“

„Ja, mein Bäschen, ja gewiß, das weiß ich; aber sagen Sie mir doch zuvor, wer Ihnen die Adresse derselben in Paris gegeben hat.“

„Unser Better Brouillard, der uns diesen Sommer in Avon besucht hat: er sagte mir, mein Onkel Nicolaus wohne in der St. Lazarusstraße und mein Onkel Eustachius in der Vendomestraße.“

„Nun, er hatte Sie wirklich nicht belogen; aber ich begreife nur nicht, daß er mit der Adresse Ihrer Oheime Ihnen nicht auch den Namen derselben mitgetheilt hat!“

„Ihre Namen? Wie, mein Better, nennen sich denn meine Oheime nicht mehr Gogo?“

„Nein, hübsches Bäschen, und darum half Sie

alles Suchen und Fragen nach denselben in Paris Nichts. In Paris gibt es keinen Gogo mehr: der Name Gogo ist verloren, gestrichen, vergangen, kurz todt."

"Todt! O mein Gott, was soll das bedeuten?"

"Das soll bedeuten, daß Eustachius Gogo, der Schriftsteller, sich jetzt Mondigo nennt, und Nicolaus Gogo, der Finanzmann, jetzt Herr St. Godibert, Bankier geworden ist."

"St. Godibert!" wiederholt der alte Savenay, "wie, dieser Herr, in dessen Haus ich gestern Abend ging und an den ich einen Empfehlungsbrief hatte?"

"Ist Nicolaus Gogo mein Onkel und der Ihrige, mein Väschen."

"Aber als ich ihm gestern von diesem theuren Kinde, das seine Verwandten sucht, sprach, als ich ihn fragte, ob er Gogo's kenne, antwortete er mir: 'Nein!'"

"Ja, Papa Savenay, ja! und ich muß gestehen, daß auf den ersten Anblick das Ihnen eine ziemlich schlechte Meinung von ihm beibringen muß. Aber Sie haben ja Erfahrung, Sie kennen ja die Menschen und wissen ihre Schwächen zu entschuldigen und mit Ihrer Eitelkeit Nachsicht zu haben. Das Alles, mein theures Väschen, will sagen, daß unsere beiden Oheime fanden, der Name Gogo klinge nicht gut genug oder klinge zu stark; ich will nicht gerade glauben, daß sie sich ihres bäuerlichen Ursprungs schämen, aber du lieber Gott! es gibt Leute, die sich einbilden, um in der Welt angesehen zu werden,

müsse man sein Geschlechtsregister auf den König Pipin oder Carl den Großen zurückführen. Darum ist es eine gewöhnliche Erscheinung, daß Leute ihren Namen ändern oder demselben noch den eines Gutes, eines erkauften Schlosses oder ihres Geburtsortes beifügen. Das ist eine Kleinlichkeit, aber kein Verbrechen. Sehr übel gethan wäre es freilich, wenn sie dann deshalb ihre Verwandten zurückstießen oder nicht kennen wollten... ein solcher Gedanke stieg aber in meinem Oheim St. Godibert niemals auf. Nur begreifen Sie, daß er gestern vor all' den Leuten, welche von seinem wahren Namen Gogo Nichts wissen, sehr in Verlegenheit gerathen wäre, sich auf einmal dazu zu bekennen, Erklärungen zu geben, sich dem Spotte auszusetzen, was die Menschen am allermeisten fürchten; deshalb blieb Herr St. Godibert stumm. Aber wie mag man nur denken, daß er seine Nichte, die Tochter seines Bruders, zurückstieße? ihr nicht gestände, daß er ihr Oheim ist? Beileibel! Nur wollte man wissen, was Sie seit Ihrem Aufenthalt in Paris gethan, meine hübsche Base, und darum bin ich diesen Morgen als Plänkler gekommen. Jetzt, da ich erfahren habe, daß Sie eben so sittsam als schön sind, kehre ich zu Herrn St. Godibert zurück, sage ihm, daß er eine reizende Nichte hat, auf welche er stolz sein darf und er wird Sie mit offenen Armen aufnehmen, oder aber..."

„Wie? also ist es nicht mein Oheim, der Sie hieher schickt, mein Better?“ fragte Rosa, Friedrich scharf ansehend. Dieser bemerkt, daß er eine Dumm-

heit gesagt hat und fällt sogleich ein: „Ich habe nicht gewartet, bis er mich schickte, aber ich weiß sehr wohl, daß es seine Absicht war. A propos! noch eine Frage: warum kam Ihr Vater auf den Gedanken, sich von Ihnen zu trennen und zu welchem Zweck schickte er Sie nach Paris zu Ihren Oheimen?“

„Mein Vater hatte einen Unglücksfall gehabt... eine durch langjährigen Fleiß zusammengesparte Summe war ihm verloren gegangen. Da fürchtete er, meine Zukunft möchte, wenn ich im Dorfe bleibe, nicht glücklich sein und wollte durchaus, daß ich nach Paris reise. Er dachte, seine Brüder würden mich mit Vergnügen aufnehmen. Ich aber habe keinen Ehrgeiz, mein Better, und würde gerne in mein Dorf zurückkehren.“

„In's Dorf zurückkehren, Sie!... das wäre ein Mord und wir würden es nicht leiden. Nehmen Sie Ihre Siebensachen, packen Sie ein; ich kehre zu meinem Onkel St. Godibert zurück und ehe zwei Stunden vergehen, bin ich wieder da, Sie abzuholen. Auch Sie müssen mitkommen, Papa Savenay: Sie haben meine Base auf gelesen und Sie sollen sie auch zu ihrem Oheim hinführen.“

„Ich, mein Herr? aber nach dem, was gestern...“

„Ich sage Ihnen, von gestern ist keine Rede mehr! Rüsten Sie sich, ich komme gleich wieder, Sie abzuholen.“

Und Friedrich eilt hinaus, ohne auf die Gegenstellungen des jungen Mädchens und des alten

Paul de Rod. LXXVII.

Mannes zu hören. Er steigt wieder ein in sein Cabriolet, läßt sich in die Straße St. Lazare führen und denkt den ganzen Weg über nur an sein Bäschen, indem er bei sich sagt: „Hübsch und tugendhaft... ha, Canaille von Richard, Du sollst es mit mir zu thun haben! Ei, und dieser Leopold, dieser junge Maler, der in Rosa-Maria verliebt ist... soll ich ihm sagen, daß ich sie wiedergefunden habe, daß ich weiß, was man über sie sagte, sei Verläumdung? Ja, das werde ich ihm sagen. Aber wo meine Cousine sich befindet, das werde ich ihm verschweigen; ich sehe nicht ein, warum ich der Liebchaft dieses Herrn dienen sollte. Rosa ist so schön... sie soll nicht mehr an den jungen Mann denken, vorausgesetzt, daß sie jemals an ihn gedacht!... Die Geschichte ihres Porträts hat dunkle Stellen; wenn sie aber einmal im Hause ihres Oheims ist, wird sie mir Aufklärung darüber geben, denn alsdann werde ich oft bei meinem Oheim einen Besuch abstaten.“

### Fünftes Kapitel.

#### Die Vorstellung.

Während Friedrich sich in die Wohnung des Vaters Savenay begeben hatte, empfing Herr St. Gobibert einen Besuch vom Bruder, dem Schriftsteller. Herr Mondigo war kein böartiger Mann; die Eitelkeit konnte ihn allerdings zu Thorheiten ver-

leiten, aber sie ersticte nicht gänzlich alle guten Gefühle in seinem Herzen. Aus der Abendgesellschaft seines Bruders nach Hause zurückgekehrt, war der Schriftsteller in einiger Erregung im Zimmer hin und her gegangen, indes seine Frau, höchst übel gelaunt, weil sich Herr Derneſty bei St. Godiberts kaum ein wenig um sie bekümmert hatte, sich auskleidete, ohne auf die Gemüthsbewegung ihres Mannes die geringste Rücksicht zu nehmen.

„Die Sache hat doch eine Seite, die mir sehr nahe geht,“ sagte Mondigo, vor seiner Frau stehend bleibend, „und es darf dabei nicht sein Bewenden haben.“

„Nicht wahr, es war recht langweilig, recht einsilbig bei Deinem Bruder?“ sagte Clementine, ihr Kleid aufschnürend.

„Liebe Frau, Du hast wie ich den Greis gehört.“

„Ich weiß nicht, was Herr Derneſty heute Abend hatte! Ich habe ihn nie so mißlaunig gesehen.“

„Er hat sie aufgenommen, sie ist in seinem Hause.“

„Wer ist in seinem Hause?“

„Das junge Mädchen.“

„Bei Herrn Derneſty ist ein junges Mädchen?“

Mondigo sieht seine Frau an und ruft aus: „Wer Teufel redet denn von Herrn Derneſty? Ich rede mit Dir von jenem Greisen, der heute Abend meinem Bruder sich vorstellte.“

„Ei, was geht mich der alte Mensch an!“

„Du hast also nicht gehört, was er zu meinem Bruder gesagt hat?“

„Ich? warum nicht gar! Habe ich euch denn belauscht?“

„Nun denn, so höre mir zu, liebe Frau. Als ich Dich vor sieben Jahren zu heirathen das Glück hatte, so verberg ich Dir nicht, daß ich eigentlich Gogo heiße und den Namen Mondigo angenommen habe, weil er sanfter, wohlklingender, kurz, zu meinem Stand passender sei.“

„Ja, ja, ich erinnere mich wieder; o, ganz gewiß, wenn man Sie Gogo genannt hätte, so hätte ich Sie nicht geheirathet. Madame Gogo zu sein . . . o pfui! Sie geben zu, daß das häßlich gewesen wäre!“

„Ich läugne es nicht; darum bin ich nur noch Mondigo. Mein Bruder hat dergleichen gethan, indem er sich St. Godibert nennen läßt.“

„Daran hat er sehr wohl gethan.“

„Ja; aber wir haben einen andern Bruder, der auf dem Lande wohnt und sich fortwährend Gogo nennt.“

„Was geht das Sie an? Sie kommen nicht mit ihm zusammen.“

„Aber dieser Bruder hat eine Tochter von sieben bis achtzehn Jahren, welche zu ihren Oheimen auf Besuch reiste und sie nicht entdecken konnte, weil sie deren Namensänderung nicht weiß, das sagte gestern Abend der gute Mann, den man Savenay heißt, und dem 60,000 Franken gestohlen wurden.“

„Nun, mein Herr, was wollen Sie daraus schließen? . . . Wollten Sie zufällig diese Michte in Ihr

Haus aufnehmen? ein junges Mädchen von achtzehn Jahren, die mich ihre Tante hieße... ihre Tante Gogo!... Ha, wie abscheulich! Wenn Sie das thun, mein Herr, so gehe ich, so fliehe ich, so klage ich auf Scheidung."

"Aber, Clementine!..."

"Nein, mein Herr, das ist aus und vorbei; kein Wort mehr darüber! Von einem achtzehnjährigen Mädchen Tante genannt zu werden... ich, die nur funfundzwanzig Jahre alt ist! O, lieber laß ich mich hundert Mal scheiden!"

"Aber man scheidet nicht mehr, Madame."

"Mir einerlei!"

Und ohne weiter auf ihren Mann hören zu wollen, geht Madame Mondigo und schließt sich in ihr Schlafzimmer ein, indem sie den Schriftsteller stehen läßt. "Es ist erstaunlich, was für einen hartnäckigen Charakter meine Frau hat, da sie doch blond ist und ich hielt die Blondinen für so sanft! Da traue einer der Haarfarbe!"

Und am andern Morgen früh hatte sich Mondigo zu seinem Bruder, dem Geldmann, begeben und fing an, mit ihm von ihrer Nichte zu reden, und Herr St. Godibert schnitt schon Gesichter und schüttelte den Kopf mit einer nichts Gutes verkündenden Miene, als mit einem Mal Friedrich vor ihnen stand.

"Ah, zum Henker, wie freut es mich, daß ich die beiden Herrn beisammen treffe!" ruft der große junge Mann mit heiterer Miene; "wie glücklich trifft sich das für meine Nachrichten."

„Was bringen Sie denn für Nachrichten, mein lieber Nefte?“ fragt Mondigo.

„Ich komme, mit Ihnen von meiner Base zu sprechen.“

„Ihrer Base?“

„Was soll das bedeuten?“ schreit Herr St. Gobibert mit wüthender Miene.

„Das . . . o, das ist ein reizendes junges Mädchen, eines von jenen Gesichtern, wie man sie sehr selten trifft: eine Mischung von Schönheit, Anmuth, Reinheit. Uebrigens, mein lieber Onkel, müssen Sie sich derselben erinnern: sie ist mit uns auf der Eisenbahn gereist. Dieses junge Mädchen ist in Corbeil eingestiegen; ihr Anblick hat Aufsehen erregt . . .“

„Weiter, mein Herr. Was liegt daran, ob sie häßlich oder schön ist!“

„Man findet sich immer geschmeichelt, eine Nichte zu haben, die von Jedermann bewundert wird. Sodann, mein theurer Onkel (und daran muß Ihnen am meisten liegen), muß es Ihnen doch von Wichtigkeit sein, daß die Tochter Ihres Bruders nicht ohne Freunde, ohne Hülfquelle allein in Paris dastehe, ohne einen andern Beschützer als einen Armen, während sie doch reiche Verwandte hat, welche etwas Bedeutendes in der Welt vorstellen.“

„Schweigen Sie, Friedrich, Schweigen Sie. Warum hat dieses junge Mädchen ihren Vater verlassen? Was brauchte sie nach Paris zu kommen? Wahrscheinlich aus Vergnügungssucht!“

„O, Sie thun ihr Unrecht! Rosa-Maria hätte

ihren Vater niemals verlassen; aber dieser hat Unglück erfahren müssen und dann an die Zukunft seiner Tochter gedacht; er erinnerte sich seiner Brüder und meinte: „Sie werden besser als ich die Versorgung meines Kindes übernehmen können!“

„Ei, ja doch! . . . Geschichten, Fabeln! . . . Friedrich, Sie wissen, was ich Ihnen gestern Abend gesagt habe . . . ich bin kein Gogo mehr . . . wir sind keine Gogo mehr! Seien auch Sie stumm, ich leihe Ihnen ja gleich die fünfhundert Franken, die Sie wünschen.“

„Behalten Sie dieselben, mein Oheim, ich will nichts mehr davon. Gestern wollte ich schweigen, weil ich fühlte, daß man vor einer großen Gesellschaft Ihrer Eitelkeit schonen mußte, jetzt aber hoffe ich, daß Sie Ihre Pflicht thun werden.“

„Meine Pflicht? Was verstehen Sie darunter, anmaßender Mensch?“

„Ich verstehe darunter, daß Sie sofort Ihre Rechte in Ihrem Hause aufnehmen sollen; ich gebe Ihnen den Vorrang vor dem Onkel Mondigo, weil Sie reich sind, während er es nicht ist.“

„O, sonst,“ rief Mondigo, „sonst hätte ich gewiß mit Vergnügen, nämlich unter der Voraussetzung, daß meine Frau einwillige, was ich jedoch nicht glaube, mich dazu verstanden. Obgleich ich mich aber nicht wie St. Godibert im Golde wälzen kann, so bin ich dennoch zu einigen Opfern, wenn sie nöthig sind, bereit.“

„Nicht darum handelt es sich!“ schreit St. Godi-

bert, sich wiederholt die Nase schneuzend, was stets Zorn bei ihm verräth. „Dieses junge Mädchen wird nicht in mein Haus kommen; es ist ihr unbekannt, daß ich ihr Oheim bin: sie soll es niemals erfahren.“

„Verzeihung, mein Oheim, sie weiß es.“

„Sie weiß, daß ich Gogo heiße?“

„Auswendig und der Vater Savenay auch.“

„Und wer hat ihnen das gesagt?“

„Ich, vor kaum einer halben Stunde; so eben habe ich mein Bäschen verlassen.“

Herr St. Godibert wirft sich in einen Lehnstuhl und drückt sich den Kopf gegen die Lehne desselben; Mondigo, dem die Augen vor Entsetzen starr stehen, stammelt: „Und ich . . . weiß sie's auch?“

„Ja, mein Oheim, ich wiederhole, daß ich den Beiden euren Namenswechsel mitgetheilt habe.“

„Scheußlich! Entsetzlich!“ ruft St. Godibert, indem er wie ein Karpfen auf seinem Lehnstuhl jappet. „Man weiß, daß ich ein Gogo bin! man wird mich vor aller Welt Gogo schimpfen! Da war es wohl der Mühe werth, Glück zu machen . . . Diners zu geben! Meine Frau wird krank darnieder liegen und ich nicht minder. Friedrich, das war kein Heldenstück; keine hundert Kreuzer schleße ich Ihnen mehr vor!“

Und Mondigo schleicht in dem Salon hin und her, zur Decke hinaufblickend und in Begleitung von Seufzern murmelnd: „Meine Frau wird sich von mir scheiden, wenn meine Nichte sie Tante nennt! Clementine, die ihre neunundzwanzig Jahre schon

eine gute Weile auf dem Rücken hat, hat geschwo-  
ren, niemals weiter als fünfundzwanzig zu zählen!  
Da sie sehr blond ist, so muß man ihr gesagt haben,  
sie verliere ihr Leben lang ihre Kindermiene nicht.“  
Friedrich läßt seinen beiden Oheimen Zeit zur  
Abkühlung. Nachdem der erste Sturm verbräust ist,  
fährt er mit sehr ruhigem Tone fort: „Meine Her-  
ren Oheime, wenn Sie sich die Mühe nehmen wol-  
len, mich anzuhören, so hoffe ich, Ihnen zu bewei-  
sen, daß das Uebel, wenn überhaupt eines existirt,  
bei Weitem nicht so groß ist, als Sie denken. Herr  
St. Godibert soll seine Nichte in seinem Hause auf-  
nehmen, wo sie durchaus nicht am unrichten Plaze  
steht, denn mein Bäschen ist keine dicke und unbe-  
holzene Bäuerin: sie ist ein reizendes junges Mäd-  
chen voll Anmuth und guter Lebensart und besitzt  
wenigstens eben so viel gute Erziehung als meine  
Tante Angelika. Mein Onkel Mondigo soll von  
Zeit zu Zeit seiner Nichte einige Geschenke zu ihrer  
Toilette machen, damit sie seinem Bruder nicht ganz  
zur Last falle.“  
„So oft sich einen großen Erfolg im Theater  
habe,“ sagte Mondigo, „werde ich ihr hundert Fran-  
ken geben.“  
„Es wäre mir lieber, wenn eine bestimmte Summe  
für sie ausgesetzt würde; doch einerlei, das ist nicht  
von Wichtigkeit. Ich fahre fort: Mein Oheim St.  
Godibert soll Rosa-Maria, das ist der Name meines  
Bäschens, und er steht ihr sehr gut, soll Rosa-Maria  
zu sich nehmen; ferner soll er dem guten Savenay

einen kleinen Platz auf seinem Bureau anweisen: ein bescheidenes Aemtlein, zwölf- bis fünfzehnhundert Franken, das wird den Greisen sehr glücklich machen und zudem haben Sie Herrn Candrillon sagen hören, daß sein alter Freund sehr gut schreibe und rechne und ein guter Arbeiter sei. Das Geld ist also nicht hinausgeworfen. Thut das, ihr Herren und ich verspreche euch, der Name Gogo soll niemals von meiner hübschen Base ausgesprochen werden: ich stehe Ihnen zum Voraus für die Verschwiegenheit von ihr und dem alten Savenay. Fürchtet ihr, euer Bruder Hieronymus möchte euer Geheimniß verrathen, wenn er auf Besuch zu seiner Tochter hier kommt, je nun, so schickt man Rosa-Maria von Zeit zu Zeit auf Besuch zu ihrem Vater, um diesem die Reise nach Paris zu ersparen. Ich habe gesprochen, meine Herren: ich biete euch die Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun, euch als gute Verwandte zu zeigen, ohne daß eure Eitelkeit verletzt wird; mir scheint, ich verdiene ein Dank-Botum."

Herr St. Godibert geht mit sich zu Rath, Mondigo ruft aus: „So, glaube ich, ist es gut eingeleitet: Friedrichs Plan verläuft und rollt sich deutlich ab. Friedrich, Du hättest Dein Stück richtig gezimmert, Du verstehst die Handlung, wir wollen einmal Etwas mit einander machen."

„Danke, mein Oheim, ich flankire lieber herum; also billigen Sie . . ."

„Meiner Treu', ja, wenn nur Rosa-Maria niemals meine Frau ihre Tante oder mich Gogo nennt."

„Die Uebereinkunft gilt; und Sie, Herr St. Gobi-  
bert?“

Der Oheim mit der kleinen Nase streckt beide  
Lippen vor und murmelt: „Freilich, wenn dieses  
junge Mädchen niemals sagt, daß wir einst Gogo  
hießen, wenn dieser alte Mann gleichfalls diskret ist,  
dann muß man wohl... indesß will ich meine Gemah-  
lin erst fragen.“

„Das ist überflüssig, Herr Oheim; Sie brauchen  
die Erlaubniß Ihrer Gattin nicht, um Ihre Nichte  
bei sich aufzunehmen. Zudem wird meine Tante  
beistimmen; ihr würde es noch weit widerwärtiger  
sein als Ihnen, überall Frau Gogo genannt zu wer-  
den! Und das, ich wiederhole es, geschieht, wenn Sie  
sich weigern, der Tochter Ihres Bruders ein Asyl  
zu geben.“

„Nun, wohlan denn, weil es sein muß!“

„Bravo! Abgemacht. Ich hole gleich meine Base:  
in einem Augenblick führe ich sie her; benachrichti-  
gen Sie meine Tante, daß sie ein reizendes junges  
Mädchen um sich haben wird.“

„Wie, nur so Knall und Fall? Aber...“

„Ei, auf was Teufel wollen Sie denn noch war-  
ten? ... Auch den Papa Savenay bringe ich gleich  
mit, damit Sie ihn auf Ihrem Bureau verwenden.“

„Aber gestern habe ich ihm gesagt, daß ich die  
Herren Gogo's, die er suchte, nicht kenne.“

„D, seien Sie ruhig! ich habe das Alles zurecht  
gelegt: aus Gründen soll man in der Welt Ihren  
Namen nicht kennen, und nur darum haben Sie ihm

gestern so geantwortet. Du lieber Gott! Dieser brave Mann verlangt Nichts weiter und Rosa-Maria wird Alles thun, sagen und glauben, was Ihnen Vergnügen macht, sie ist so niedlich . . . ich eile, sie zu holen.“

Friedrich nimmt diesmal einen Fiaker, heißt den Kutscher seine Gäule antreiben und läßt sich abermals in die Straße Duchette führen. Er langt vor dem Laden des Paares Bichat an, hält sich aber diesmal dort nicht auf und ist schnell oben in der Wohnung des alten Savenay.

Der Greis und das junge Mädchen redeten mit einander über den Besuch, welchen sie diesen Morgen erhalten. Rosa-Maria glaubte, ihr Vetter würde nicht kommen, sie abzuholen; der Vater Savenay dachte ganz das Gegentheil. Friedrichs Ankunft zerhaut den Knoten; er tritt ein und ruft: „Da bin ich, ihr sehet, ich halte auf Pünktlichkeit, denn ich hatte versprochen, vor Abfluß von zwei Stunden zurückzukehren. Wohlan, mein Bäschen, sind Sie gerüstet? haben Sie ihr Päckchen gemacht? . . . Sie, Vater Savenay, nehmen Sie Stock und Hut, der Wagen wartet; auf und davon!“

„Wie, wäre es möglich?“ sagt Rosa-Maria, „Sie wollen mich in's Haus meines Oheims Nicolaus Gogo führen?“

„Ja, mein hübsches Bäschen, aber erinnern Sie sich doch ja genau: daß er den Namen verändert hat, daß er sich jetzt Herr St. Godibert nennt; verreden Sie sich doch ja nicht, liebes Bäschen! Geben

Sie ihm niemals den Namen Gogo, denn sonst muß ich Ihnen sagen, würden Sie ihm wehe thun, ihn sehr unglücklich machen! Es ist eine Schwäche, meinetwegen eine Kinderei, aber es ist nun einmal so; die Welt kennt ihn seit wenigstens zwölf Jahren nur unter dem Namen St. Godibert, und er will nicht mehr anders genannt sein.“

„O, seien Sie ruhig, mein Better, sobald es meinem Oheim Unlust verursachen würde, will ich mich wohl davor hüten.“

„Was ich eben meiner Base anempfohlen, gilt auch Ihnen, Papa Savenay. Mein Oheim gibt Ihnen einen Platz auf seinem Bureau... heute noch werden Sie eingesetzt werden.“

„Wie? Ihr Herr Onkel hätte die Güte... einen Platz auf seinem Bureau...“

„Ja freilich! nicht gerade einen glänzenden: fünftausend Franken verspreche ich Ihnen nicht.“

„O, mein Herr, nur das bescheidenste Plätzchen! In meinem Alter bedarf man so wenig zum Leben.“

„Aber es ist auch die kleine Bedingung dabei, Papa Savenay; vergessen Sie, daß Herr St. Godibert einst Gogo hieß! Weiter verlangt man Nichts von Ihnen.“

„Ich werde thun, was Ihrem Herrn Onkel angenehm ist. Jeder hat die Freiheit, sich nach seinem Belieben nennen zu lassen, und sobald Herr St. Godibert seine Rechte zu sich nimmt und sich als guter Verwandter gegen sie beträgt, so, scheint mir, hat man ihm in keinerlei Weise Etwas vorzuwerfen.“

„Sehr gut gesagt, gehen wir denn. Ei, mein Gott, wem gehört denn diese große Kiste?“

„Mir, mein Better; sie enthält meine Effekten.“

„Alle Wetter! sie ist schwer. Ich sehe, Bäschen, daß Sie eine vollständige Garderobe besitzen.“

„Aber Sie werden das nicht tragen können, mein Better; ich hole gleich einen Commissionär.“

„Unnöthig! Ich kann Ihren Koffer sehr wohl hinabtragen.“

„Das wird Sie müde machen.“

„Ich bin sehr stark, liebes Bäschen.“

„Sie beschmußen.“

„Ich lasse mich wieder ausbürsten.“

Schon hat Friedrich den Koffer auf seine Schultern geladen und steigt schnell die Treppe hinab; das Mädchen und der Greis folgen ihm nur mit Mühe. Endlich hat der Kutscher den Koffer auf seinen Wagen gepackt. Friedrich läßt seine Base und den Vater Savenay in den Fiaker steigen und setzt sich auf den Rücksitz. Man fährt in die Wohnung des Herrn St. Godibert.

Rosa-Maria ist ganz bewegt, ganz zitternd, wenn sie bedenkt, daß sie in's Haus dieses Oheims geht, den sie nicht kennt und bei dem sie doch wohnen soll. Um ihr Muth einzulößen, versichert sie Friedrich, daß sie sehr glücklich sein werde, daß Herr St. Godibert sehr reich ist, ein stolzes Haus und eine sehr zahlreiche Dienerschaft hat, daß er viele Gesellschaft empfängt und große Abendcirkel gibt. Alles das, weit entfernt, das junge Mädchen zu er-

freuen, versetzt sie vielmehr in Furcht, sie möchte im Hause ihres Oheims linksch und schlecht am Platze sein; auch verbirgt sie das ihrem Better nicht.

„Wenn man so hübsch ist wie Sie, mein Bäschen,“ sagt Friedrich, „so ist man überall an seinem Platze. Ich werde Sie nun näher mit dem Hause bekannt machen. Mein Oheim ist, was den Geist betrifft, kein Adler, wird jedoch durchaus befriedigt sein, wenn Sie gegen ihn eine achtungsvolle, gehorsame Miene annehmen. Meine Tante ist ungefähr von dem gleichen Schlag; nur müssen Sie ihr, da sie ein Weib ist, bisweilen einige Complimente über ihren Puz und ihre Haltung machen; dann dürfen Sie ihrer Zuneigung gewiß sein. Ah! es ist auch ihr Sohn Julian da, mein Bäschen, Ihr Better wie ich: dieser spricht wenig, langweilt sich daheim und ist daher so wenig als möglich zu Hause. Uebrigens ist er, glaube ich, ein sehr sanftmüthiger Junge, der, dessen bin ich gewiß, entzückt sein wird, bei einem so reizenden Bäschen zu wohnen. Hoffentlich werden Sie vor ihm keine Angst haben.“

„O nein, mein Better, wenn er Ihnen gleicht, so freue ich mich auf seine Bekanntschaft,“ antwortet Rosa lächelnd.

„Das ist sehr schmeichelhaft für mich, liebes Bäschen! Ich flöße Ihnen also keine Furcht ein?“

„Nein, mein Better, ich stehe bereits mit Ihnen auf einem Fuße, als ob ich Sie längst kannte. . . kurz, mir scheint. . . warten Sie. . . mir scheint: Sie seien wie mein Bruder.“

Friedrich schüttelt den Kopf und sagt: „Der Teufel! mir wäre etwas Anderes lieber gewesen.“

Indeß reicht er Rosa-Maria die Hand und fährt fort: „Ich danke, Bäschen; schenken Sie mir Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen, ich will das Alles verdienen. Aber da sind wir bereits am Hause des Herrn St. Godibert angelangt. Sein Bureau befindet sich unter seiner Wohnung und seine Commis gehen niemals hinauf, ohne gerufen zu werden. Jetzt kennen Sie das Haus, zittern Sie nicht und erlauben Sie mir, Sie vorzustellen.“

Herr St. Godibert hatte seiner Frau die gleichbedingte Ankunft ihrer Nichte berichtet und derselben die Nothwendigkeit, sie in's Haus zu nehmen, bei Strafe, als Gogo bekannt zu werden, vorgestellt. Die stolze Angelika war erröthet, vor Zorn aufgesprungen und hatte geschrien: „Das hat man davon, wenn man mit Bauern verbrüdet ist! Arme Brüder . . . Verwandte von Habenicht's! . . . Es ärgert mich sehr, daß ich Sie geheirathet habe, mein Herr!“

Darauf hatte sich Herr St. Godibert in die Brust geworfen und mit ziemlicher Festigkeit erwiedert: „Madame, sollte man, wenn man Sie hört, nicht meinen, Sie wären von lehensherrlicher Sipp'schaft? Ihr Vater war Müßenmacher, Madame, kleiner Müßenmacher in der Vorstadt St. Antoine! Sie haben mir 12,000 Franken Mitgift zugebracht, welche in Baumwollenmüßen und Flanelljäckchen ausgezahlt wurden! Da ich nun jetzt 20,000 Franken jährlicher Rente gesammelt und Sie in eine Lage versetzt habe,

wo Sie wie eine Gräfin, wie eine reiche Gräfin, denn es gibt auch arme, leben: nun denn, Madame, so dünkt mir, daß Sie, statt sich zu beklagen, sich sehr glücklich fühlen sollten, mich geheirathet zu haben."

Auf diesen Beweis ließ sich Nichts antworten. Madame St. Godibert hatte geschwiegen, aber bei sich selbst den Schwur gethan, diese Nichte, welche sie unter ihr Dach aufnehmen mußte, wie eine Mohrin zu behandeln.

Mondigo war bei seinem Bruder geblieben, sowohl aus Neugier, seine Nichte zu sehen, als auch um später einer Vorstellung auszuweichen.

In solchen Gemüthsverfassungen befand man sich im Hause des Herrn St. Godibert, als Friedrich, mit seiner Base an der Hand und von Vater Savenay gefolgt, hereintrat.

Es war schwer, ein hübscheres, jungfräulicheres Gesicht und eine anmuthigere Haltung zu sehen als die Rosa-Maria's, wie sie sich in dem reichen Salon ihres Oheims vorstellte; ihr frischer, reizender Anzug, der jedoch sichtlich keinem Stadtfräulein angehörte, das mit Bandschleifen verschönernte Häubchen, welches gar niedlich und ein wenig rückwärts auf ihrem Kopfe saß, ihre hübschen, auf beiden Seiten der Wange rund und platt gescheitelten schwarzen Haare, ihr kleiner, zierlicher Schuh — Alles vereinigte sich, um ihrer Person einen Reiz, eine Anziehungskraft zu verleihen, denen man nicht leicht widerstehen konnte.

„Hier ist meine Base Rosa-Maria, welche ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe,“ sagte Friedrich, seine Oheime mit halb ernsthafter Miene grüßend.

Das junge Mädchen schlägt die Augen nieder, erröthet und macht eine tiefe Verbeugung.

„Sie ist außerordentlich hübsch,“ sagte der hochgestaunte Mondigo, der nicht erwartet hatte, daß eine durch ihre Anmuth und Schönheit so ausgezeichnete Person vom Lande kommen würde.

Herr St. Godibert mildert sein strenges Aussehen ein wenig, wie er Rosa-Maria betrachtet. Madame St. Godibert allein schneidet ein deutlich erkennbares hämisches Gesicht; es scheint, die Schönheit des Mädchens ärgere sie und es sei ihr noch weit widerwärtiger, daß sie dasselbe nicht häßlich finden könne. Sie wirft einen verächtlichen Blick auf Rosa und murmelt halblaut: „Welche Koketterie für eine Bäuerin! Was soll's damit in Paris?“

„Das hier: Herr St. Godibert... und das: Herr Mondigo,“ fährt Friedrich fort, seiner Base jeden ihrer Oheime bezeichnend. Diese machte ihnen neue Verbeugungen.

Mondigo läßt den Zauber, den man in Rosa-Maria's Nähe empfindet, gewähren, geht auf seine Knie zu und küßt sie auf die Stirne mit den Worten: „Mein theures Kind, ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen... Sie kennen zu lernen! Muß ich ein Mal ein hübsches Frauenzimmer in meinen Werken schildern, gewiß, so werde ich Ihres Gesichtes mich erinnern. Ich bin Ihr Onkel Mondigo, hören Sie, Mon-

digo, Schriftsteller... man kennt mich unter keinem andern Namen; nicht wahr, Sie werden mich immer Mondigo nennen?"

„Gewiß, mein Herr, ich werde es nicht vergessen.“

„Sehr gut. Sodann habe ich eine Frau... sie ist noch ganz jung und würde sich gekränkt fühlen, wenn eine große Person wie Sie, meine Tante zu ihr sagte; sie könnte gar glauben, das mache sie alt! Es ist eben die Schwachheit einer schönen Frau, die man entschuldigen muß; wir werden nichts desto weniger gute Verwandte für Sie sein. Ich lade Sie im Augenblick nicht zu uns ein, weil wir in unserm Hause Zimmer anmalen lassen, aber später werden wir uns sehen und ich habe St. Godibert schon gesagt, daß, wenn Sie eines Hutes, irgend einer Kleinigkeit zu Ihrer Toilette bedürfen, das mich angehe. Uebrigens steht Ihnen dieses Häubchen sehr gut; im Theater müßte es sehr reizend sein. Adieu, liebe Freundin, bis auf Wiedersehen.“

Mondigo küßt seine Nichte abermals und geht weg, nachdem er den Vater Savenay begrüßt hat.

Herr St. Godibert, nachdem er gehüftet und ausgespußt, so klangreich, wie dies bei reichen Männern Mode ist, nimmt den Brief seines Bruders Hieronymus, den Rosa-Maria ihm reicht, überfliegt ihn mit geringschätzender Miene und sagt endlich zu dem jungen Mädchen, das zitternd vor ihm steht: „Mademoiselle, ich bin Ihr Onkel, ich läugne es nicht, aber jetzt heiße ich Herr St. Godibert, Banquier. Ich will nichts Anderes mehr sein... Sie verstehen mich!

Wenn ich Ihnen die Aufnahme in meinem Hause bewillige, so geschieht es unter der Bedingung, daß Sie mich niemals anders nennen werden und besonders, daß Sie Niemand sagen, ich hätte, da ich noch klein war, einen andern Namen getragen."

"Nein, mein Herr."

"Gut so: ,mein Herr' ist auch passender als ,mein Oheim!'. . . es ist vornehmer. Ich weiß wohl, daß ich Ihr Oheim bin, aber ich ziehe es vor, daß Sie mich ,mein Herr' nennen."

"Ich verstehe, mein Herr."

"Und ich fordere gleichfalls, daß Sie mich nur Madame nennen! Hören Sie, Kleine?" rief die dicke Angelika, ihre großherrliche Miene annehmend.

Rosa-Maria macht eine neue Verbeugung, indem sie stammelt: „Ich werde nicht ermangeln, Madame."

"Dann," nimmt Herr St. Godibert wieder das Wort, „können Sie bei uns wohnen, da Ihr Vater es für zweckdienlich gehalten hat, Sie nach Paris zu schicken, was ein wenig mit der Thür in's Haus fallen heißt."

"O, mein Herr, wenn es Ihnen mißfällt, so lehre ich wieder in mein Dorf zurück!" ruft das junge Mädchen, welchem die Aufnahme bei St. Godiberts das Herz zusammenschürt.

Aber bereits hat Friedrich seine üble Stimmung mit einem Stirnrunzeln gezeigt, und Herr St. Godibert, welcher dieß bemerkt, antwortet schnell mit liebenswürdigerem Ton: „Nein, mein Kind, ich weigere mich nicht, Sie zu behalten; es soll Ihnen in

meinem Hause Nichts abgehen, ich bin sehr reich und wenn ich mit Ihrem Betragen hier zufrieden bin... je nun, so wollen wir später sehen! Wir werden Ihnen eine kleine Aussteuer machen. Angelika, welches Zimmer bestimmen Sie für Rosa-Maria?"

"Es ist eben ein Zimmer frei: neben dem Fifine's; ich denke, es werde für Mademoiselle hinreichen."

Rosa-Maria antwortet, sich verneigend: "Ich werde mich überall gut befinden, Madame."

"Also, Angelika, heiße Fifine Rosa-Maria begleiten, in ihrem Zimmer einrichten, sodann thue... thue, was Du willst, um... diese Kleine zu beschäftigen."

"Ja, ja, schon gut! Das ist meine Sache."

"Ich werde jetzt diesen Herrn hier auf einem meiner Bureaux unterbringen. Herr Savenay, Sie sehen, daß ich nicht gezögert habe, Ihnen eine Stelle zu finden... ich hoffe, mein Freund Candrillon wird zufrieden mit mir sein; im Vorbeigehen gesagt, Sie wissen, Friedrich muß es Ihnen bemerkt haben, was ich eben dieser Kleinen wiederholte: auf der Bank und im Finanzwesen bin ich nur noch unter dem Namen St. Godibert bekannt, folglich... wenn man mich anders nennen würde, wäre es gerade, als ob man mich gar nicht nennen würde."

"Herr St. Godibert kann versichert sein, daß ich mich in allen Stücken seinen Wünschen fügen werde."

"Schön, Herr Savenay, Ihre Antwort ist voll Solidität. Kommen Sie nun mit mir herab, ich werde Sie auf meinem Bureau installiren."

„Und ich,“ sagte Friedrich, „begebe mich zu meinen Geschäften. Adieu, Herr Oheim und Frau Tante . . . auf Wiedersehen, mein hübsches Bäschen!“

Darauf geht der junge Mann auf das Mädchen zu und flüstert ihr in's Ohr: „Nur Muth! man nimmt sie hier ein wenig steif auf; aber wenn die Leutchen Sie einmal kennen, so können sie nicht umhin, Sie zu lieben.“

Rosa-Maria grüßt ihren weggehenden Vetter traurig. Aber wie sie an die Seite des guten Greisen, der ihr Beschützer war, kommt, sagt sie seufzend zu ihm: „Ach, mein Freund, welcher Empfang hier! Man hat mich nicht ein Mal nach dem Befinden meines Vaters gefragt.“



In demselben Verlage erschienen:

Carl Hartmann,

Die  
**Schöpfungswunder d. Unterwelt.**

Interessante Schilderungen der berühmtesten  
Quellen, Erdbeben, Vulkane, Bergwerke, Ver-  
steinerungen und anderer Merkwürdigkeiten

für Jung und Alt.

2 Bände, mit sehr vielen Abbildungen.

2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 ggr.

---

**A. F. G. Langbeins Gedichte.**

Niedliche Miniatur - Ausgabe.

Vier Bände mit 65 Stahlstichen.

5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 6 ggr.

---

**Titus Livius  
römische Geschichte.**

Uebersetzt von Dr. Dertel.

In acht Bänden mit 9 Stahlstichen.

Neueste 1844r Auflage.

2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 ggr.

Shakespeare's  
s ä m m t l i c h e W e r k e.

Uebersetzt von E. Dertlepp.

Neueste Auflage in sechszehn Bänden mit  
16 Stahlstichen.

5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr.

B. v. Spinoza's  
s ä m m t l i c h e W e r k e.

Deutsch und mit Biographie  
von

Berthold Auerbach.

5 Bände. 6 fl. oder 3 Thlr. 12 ggr.

Historisch-biographisches  
Universum.

Eine Bilder = Chronik

von denkwürdigen Ereignissen und berühmten  
Menschen.

Von einer Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern.

Vollständig in 3 starken Quartbänden  
mit 140 gelungenen Stahlstichen und ausgezeichnetem Texte.

6 fl. oder 3 Rthlr. 18 ggr.

Scheible, Nieger & Sattler.

